

# Deutsch-Rumänische Hefte

*Caiete Germano-Române*

---



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

*Publicație semestrială a Societății Germano-Române*

---

Jahrgang XXV • Heft 2 • Winter 2022

---

- Gerhard Köpernik**      **30 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft, Berlin  
Gesund und munter**
- Miruna Bacali**      **Rumänien und Europa  
Eine Geschichte von Abschied und Annäherung im Spiegel der  
Literatur**
- Antonina Roitburd**      **Kulturtransfer rumänischer Literatur im deutschsprachigen Raum  
Rezeptions- und Adaptationsprozesse seit 1990**
- Manuel Stübecke**      **Draculas literarische Verortung zwischen Steiermark und Walachei  
Wie Transsylvanien das Land der Vampire wurde**
- Ioana Floarea**      **Die Banater deutsche Sportpresse der Zwischenkriegszeit  
Zu deutschsprachigen Medien in Rumänien**
- Alexandra Gabriela Mihai**      **Nicolae Ceaușescu Imagewandel aus Sicht der  
bundesdeutschen Presse  
Eine Analyse der Berichterstattung von 1965-1973**
- Jan Pruschke**  
**Rebekka Hesse**      **Auf (historischer) Spurensuche durch die Hauptstadt der Bukowina  
Wie deutsche Studierende im 21. Jahrhundert den  
„Mythos Czernowitz“ erlebten**
- Dimitrios Parashu**      **Zum rumänischen Verfassungsgerichtshof  
Theorie und Praxis**
- Neue Bücher**

# Deutsch-Rumänische Hefte

---

**Herausgeber:** Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

**Redaktion:** Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)  
Jan-Peter Abraham  
Dr. Daniel Gruschke  
Jörn Henrik Kopfmann  
Marianne Theil  
Illa Weber-Huth

E-Mail: [redaktion@deruge.org](mailto:redaktion@deruge.org)

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Onlinehefte.

**Satz:** Brigitta-Ulrike Goelsdorf

**Druck:** RundumKopie, Berlin

**Bezug:** Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

**Spenden:** Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.  
Postbank Berlin  
IBAN: DE94100100100000230108  
BIC: PBNKDEFF

**Textbeiträge** sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

## Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

die Deutsch-Rumänische Gesellschaft (DRG) feiert 2022 zwei Jubiläen: Vor 30 Jahren wurde die DRG in Berlin gegründet (einen Artikel dazu finden Sie hier auf den Seiten vier und fünf), und vor 25 Jahren erschien die erste Ausgabe der „Deutsch-Rumänischen Hefte“ (DRH). Am 10. September wurden diese runden Geburtstage gebührend mit zahlreichen Mitgliedern und in Anwesenheit der rumänischen Botschafterin in Berlin, I. E. Frau Adriana-Loreta Stănescu, gefeiert (ein Beitrag zu den Jubiläumsfeierlichkeiten erscheint in DRH 1/2023). Während ihrer Ansprache würdigte die Botschafterin die Aktivitäten der DRG um die deutsch-rumänischen Beziehungen, besonders betonte sie dabei auch die Bedeutung der „Deutsch-Rumänischen Hefte“, die sich mit populärwissenschaftlichen Beiträgen und zahlreichen Buchbesprechungen an ein breites deutsches Publikum richten, für das Verständnis Rumäniens in Deutschland.

Dieser Aufgabe will sich die Redaktion der DRH auch künftig widmen und dem interessierten deutschsprachigen Lesepublikum, um eine Formulierung der Botschafterin aufzunehmen, vermitteln, „wie Rumänien tickt“. Jungen und erfahreneren Wissenschaftlern wird auch weiterhin die Möglichkeit geboten, über ihre derzeitigen Forschungsbereiche zu publizieren. So finden Sie beispielsweise in diesem Heft einen Bericht über die Sommerschule des Moldova-Instituts Leipzig, aber auch Artikel über die banatdeutsche Presse, das „Land der Vampire“, den Imagewechsel Nicolae Ceaușescu in der bundesdeutschen Presse oder über die rumänische Literatur. Im umfangreichen Rezensionsteil der DRH werden neue Publikationen besprochen, die hoffentlich Ihr Interesse am rumänischsprachigen Raum aufrechterhalten. Eine erkenntnisreiche Lektüre wünscht Ihnen

Ihr  
**Josef Sallanz**  
Chefredakteur



Herbert Siebold (4.v.l.), Gründungspräsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, mit Teilnehmern der III. DRG-Studienreise, die 1998 durch das Banat und Siebenbürgen führte.  
Foto: Archiv Wilfried Lohre

## Inhalt

- 4 30 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft, Berlin**  
Gerhard Köpernik
- 6 Rumänien und Europa**  
Miruna Bacali
- 9 Kulturtransfer rumänischer Literatur im deutschsprachigen Raum**  
Antonina Roitburd
- 12 Draculas literarische Verortung**  
Manuel Stübecke
- 15 Die Banater deutsche Sportpresse der Zwischenkriegszeit**  
Ioana Florea
- 18 Ceaușescus Imagewandel aus Sicht der bundesdeutschen Presse**  
Alexandra Gabriela Mihai
- 21 Auf (historischer) Spurensuche durch die Hauptstadt der Bukowina**  
Jan Pruschke, Rebekka Hesse
- 24 Zum rumänischen Verfassungsgerichtshof**  
Dimitrios Parashu
- 25 Neue Bücher**
  - Lucian Blaga: Horizont und Stil (*Horea Balomiri*)
  - Hellmut Seiler (Hg.): Schwebebrücken aus Papier. (*Tobias Larenz*)
  - Ioana Pârvolescu: Wo die Hunde in drei Sprachen bellen. Roman (*Gundel Große*)
  - Eginald Schlattner: Schattenspiele toter Mädchen. Roman (*Markus Fischer*)
  - Albert Bohn, Anton Sterbling (Hg.): Deportationen. Literarische Blickwinkel (*Markus Bauer*)
  - Johann Lippet: Beziehungsweise(n). Gedichte & Geschichten (*Maria Roxin*)
  - Dieter Schlesak: Das Narbenwahre und die Kunst der Rückkehr. Roman (*Matthias Bauer*)
  - Franz Hodjak: Was nie wieder kommt. Gedichte (*Wolfgang Schlott*)
  - Werner Söllner: Schartige Lieder. Gedichte (*Eva Filip*)
  - Nadine Schneider: Wohin ich immer gehe. Roman (*Katharina Biegger*)
  - Oxana Matychuk: Rose Ausländers Leben im Wort. Graphic Novel (*Susanne Lorenz*)
  - Axel Lawaczek: Fuchsrot und Feldgrau. Roman (*Cristina Grossu-Chiriac*)
  - Mirel Bănică: Glück, Gott und Gaben. Kultur und Religion der Roma (*Janka Vogel*)
  - Wieland Backes: Ich war ein schüchternes Kind vom Lande. Mein Leben (*Sabina De Carlo*)
  - Claudia Nistor: Rumänisch für absolute Anfänger (*Sabine Krause*)
  - Rainer Klutsch: Am Herd meiner Oma. Familienrezepte aus Siebenbürgen (*Pauline Haak*)
  - Richard Weber: Temeswarer Chronik in Daten, Bildern, Analysen (*Ernst Meinhardt*)
  - Getta Neumann: Auf den Spuren des jüdischen Temeswar (*Gilles Duhem*)

## 30 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft, Berlin

VON GERHARD KÖPERNIK

In den vergangenen zwei Jahren hat das Coronavirus die Stimmung allenthalben gedämpft. Sich zu „Präsenzveranstaltungen“ oder zu gemütlichem Zusammensein zu treffen, danach war einem nicht zumute. Neue Impfstoffe kamen auf den Markt, die Leute trugen Masken, Online-Meetings machten sich breit. Krisenzeiten zwingen die Menschen, sich von Gewohntem zu trennen und Neues zu probieren.

Nach dem Sturz von Nicolae Ceaușescu Ende 1989 berichteten die deutschen Medien ausführlich über die katastrophalen Verhältnisse in Rumänien – und plötzlich interessierten sich auch Westdeutsche für das von ihnen bis dahin wenig bereiste Land.

Im Herbst 1991 brach eine kleine Reisegruppe aus West-Berlin nach Rumänien auf. Initiator war Reuven Moskovitz, der 1928 in einem Shtetl im Nordosten Rumäniens geboren wurde. Herbert Siebold, der damals dabei war und zum ersten Präsidenten der Gesellschaft gewählt wurde, schrieb 2002 in seinem Artikel „10 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft“:

„Die Fahrt hat den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einmal die großartige Schönheit der Natur dieses reich gesegneten Landes vor Augen geführt. (...) Sie hat uns sodann die schier unerschöpflichen kulturellen Schätze aus vielen Jahrhunderten der bewegten Geschichte Rumäniens nahe gebracht, und sie hat schließlich auch die enormen sozialen und ökonomischen Probleme deutlich werden lassen, unter denen das Land nach seiner Wende zu leiden hat. (...) Diese Eindrücke haben uns sehr bewegt und nicht wieder losgelassen. In der Überzeugung, dass die große Unwissenheit weiter Bevölkerungskreise im Westen überwunden werden muss, und von dem Wunsch beseelt, die Menschen aus beiden Ländern und ihre Kultur einander nahe zu bringen, entstand alsbald aus dieser Reisegruppe ein Vorbereitungsteam für

die Gründung einer Gesellschaft, die sich dem Ziel der Anbahnung und Förderung von kulturellen, wissenschaftlichen, politischen und humanitären Beziehungen zwischen Menschen, die in Deutschland oder Rumänien leben, gleich welcher ethnischen oder religiösen Herkunft sie auch sein mögen, verschrieb.“

Am 17. Februar 1992 fand die Gründungsversammlung der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) statt, bei der über 50 Personen dem Verband beitraten. Dass die Gesellschaft nach 30 Jahren immer noch für die Vertiefung der deutsch-rumänischen Beziehungen arbeitet, ist keine Selbstverständlichkeit. Einige Gründungsmitglieder sind inzwischen verstorben, andere aus Altersgründen nicht mehr aktiv. Besonders vermissen wir Reuven Moskovitz, der uns im August 2017 verlassen hat. Er war in den Anfangstagen der Gesellschaft ihr „spiritus rector“, initiierte nicht nur die erste Rumänienreise 1991, sondern begeisterte auch die Teilnehmer weiterer Studienreisen in sein Geburtsland. Unvergessen sein Auftritt 2012 bei der Feier zum 20. Geburtstag unserer DRG. Mit witziger Rede und seiner Mundharmonika begeisterte er seine Zuhörer. In den vergangenen zehn Jahren haben wir elf weitere Mitglieder verloren, darunter unsere langjährige Vizepräsidentin Janna Jähmig. Wir werden den Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren.

Wir freuen uns, dass wir immer wieder junge Leute für Rumänien interessieren konnten, so dass die DRG den Stand von 90 - 100 Mitgliedern über die Jahre halten konnte. Auch der achtköpfige Vorstand hat sich verjüngt und ist (wohlgemerkt: ohne Quotenregelung) paritätisch mit Männern und Frauen besetzt.

Um Rumänien, seine Menschen, seine Kultur, seine Geschichte und auch seine Probleme den Deutschen näherzubringen, lädt unsere Gesellschaft ca. zehnmal im Jahr zu Informationsveranstaltungen ein, Jour Fixe genannt – ungeachtet dessen, dass der

exakte Termin von Monat zu Monat wechselt. In den letzten zehn Jahren haben wir somit rund 100 Veranstaltungen dieser Art durchgeführt. Es gelang uns immer, kompetente Fachleute für Vorträge zu verschiedenen Themen zu gewinnen.

Drei Veranstaltungen, die den üblichen Rahmen sprengten, verdienen eine besondere Erwähnung, auch weil sie das breite Spektrum unserer Arbeit gut abbilden: Im Mai 2014 organisierten wir eine Tagung zum Thema „Rumänische Roma in Berlin: Immer Fremde oder bald



30-Jahr-Feier der DRG am 10. September 2022: Podiumsdiskussion „Gekommen und geblieben. Neue Perspektiven aus der rumänischen Diaspora in Berlin“. V.l.n.r. Janka Vogel (Moderatorin), Ana-Maria Trăsnea (Bevollmächtigte des Landes Berlin beim Bund und Staatssekretärin für Bürgerschaftliches Engagement, Demokratieförderung und Internationales in der Senatskanzlei), Dr. des. Cristian Crăciun (Ägyptologe), Anca Florian (Politikwissenschaftlerin) und Alexandru Bulucz (Schriftsteller).  
Foto: Tony Krönert



Berliner?“, die durch einen Vortrag der damaligen Bezirksstadträtin für Bildung, Schule, Kultur und Sport des Bezirks Neukölln und jetzigen Regierenden Bürgermeisterin von Berlin, Franziska Giffey, eingeleitet wurde. Es folgten zwei Diskussionsrunden, eine zu Arbeit und Wohnen, die andere zu Schule und Bildung. Im Januar 2017 luden wir unter dem Titel „Zehn Jahre Mitgliedschaft Rumäniens in der EU“ zu einer Podiumsdiskussion ins Europäische Haus ein. Unter der Leitung unseres damaligen Vorstandsmitglieds Marianne Theil zogen MdB Gunther Krichbaum (CDU), MdEP Siegfried Mureşan (EVP) und die Journalisten Robert Schwartz (Deutsche Welle) und Keno Verseck (SPIEGEL online) eine Bilanz dieser zehn Jahre. Im Juli 2017 fand im Rumänischen Kulturinstitut in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum Östliches Europa und des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa eine Veranstaltung über „Die Hohenzollern in Rumänien 1866-1947“ statt; Dr. Edda Binder-Iijima, Dr. Anneli Ute Gabanyi und Dr. Dr. Gerald Volkmer hielten Kurzvorträge, worauf unser Mitglied Dr. Silvia Irina Zimmermann mit einem Lichtbildvortrag folgte.

Wenn es sich vom Thema her anbietet, arbeiten wir gerne mit anderen Organisationen zusammen, so mit dem Rumänischen Kulturinstitut, den Partienstiftungen, der Vereinigten Aktion Rumänien, der Diaspora Civică Berlin oder auch mit der Berliner Architektenkammer, als es etwa um die Bauhausarchitektur in Bukarest ging. Im Oktober 2019 besuchten wir die Botschaft der Republik Moldau. Leider haben alle derartigen Aktivitäten in den vergangenen zwei Jahren unter der Corona-Pandemie gelitten, da Präsenzveranstaltungen kaum möglich waren. Besserung ist in Sicht.

Wegen der Pandemie wurde die lange geplante Studienreise ins Szeklerland verschoben. Es wäre bereits die zehnte Studienreise der DRG. Die erste fand 1996 statt und führte durch Siebenbürgen. Nachdem 2015 mit einer Tour in die Dobrudscha alle rumänischen Regionen mit einer Studienreise bedacht waren, ging es zuletzt 2017 in die Republik Moldau, wo übrigens ein Mitglied unserer Gesellschaft im Ökodorf Rîşcova aktiv ist.

Unbeeinträchtigt von der Pandemie blieb die Herausgabe der vielbeachteten Zeitschrift „Deutsch-Rumänische Hefte“, die ebenfalls einen runden Geburtstag feiert: Sie erscheint nun bereits im 25. Jahr! Seit elf Jahren wird die Halbjahresschrift unter Leitung von Dr. Josef Sallanz herausgegeben. Die weiteren Chefredakteure im Laufe der 25 Jahre waren Alexander Roth, Axel Borrmann und Prof. Dr. Larisa Schippel.

Seit 2018 senden wir unseren Mitgliedern in unregelmäßigen Abständen eine Presseschau, die einen guten Überblick über das gibt, was in den deutschsprachigen Medien über Rumänien berichtet wird. Obwohl die DRG sich zur politischen Neutralität verpflichtet hat, haben wir gelegentlich durch eine Presseerklärung oder einen Leserbrief Stellung zu aktuellen Fragen genommen.

Vor drei Jahren haben wir unsere Website neu gestaltet. Unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org) finden sich ausführliche Informationen über unsere Gesellschaft und ihre Aktivitäten. Neu ist u.a. eine Liste von wissenschaftlichen Veröffentlichungen unserer Mitglieder. Auch bei Facebook kann man sich über die DRG und über Rumänien informieren.

Obwohl karitative Aktivitäten kein Schwerpunkt unserer Tätigkeit sind, unterstützen wir durch Spenden von Mitgliedern die soziale Organisation „Societatea Română Speranța“ in Temeswar/Timişoara. In dieser Gesellschaft haben sich Familien mit geistig behinderten Familienmitgliedern zusammengeschlossen. Außerdem haben wir auf unserer Website Spendenaufrufe zur Unterstützung von rumänischen Krankenhäusern während der Corona-Pandemie und von ukrainischen Flüchtlingen veröffentlicht. Alle zwei bis drei Jahre vergeben wir drei Kleinstipendien von je 300 Euro an Schülerinnen und Schüler des Sigismund Toduță-Musikkollegs in Klausenburg/Cluj.

Ohne Einzelheiten zu verraten, kann gesagt werden, dass sich wegen der Ausgaben für die DRH, für Jour Fixe und Kleinstipendien das Vermögen der DRG zwar in den vergangenen zehn Jahren etwas verringert hat, wir aber ungeachtet dessen keine finanzielle Sorgen haben.

Gesunde Finanzen und ein Vorstand, der munter ans Werk geht, gewährleisten, dass die DRG auch in Zukunft alles tun wird, um den Deutschen Rumänien und auch die Republik Moldau näherzubringen. Wo es an Wissen über ein Land fehlt, machen sich schnell Vorurteile breit. Rumänien mit seiner großartigen Schönheit der Natur und seinen unerschöpflichen kulturellen Schätzen, die die Teilnehmer der Rumänienreise 1991 so beeindruckten, dass sie die Deutsch-Rumänische Gesellschaft ins Leben riefen, verdient es, immer wieder ins Licht gerückt zu werden. Wir werden uns dieser Aufgabe auch in den kommenden Jahren stellen.

*Dr. Gerhard Köpernik ist seit 2005 Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin. (Ein Artikel zur 30-Jahr-Feier der DRG erscheint in der nächsten Ausgabe der DRH.)*



*Janna Jähmig (1939-2019)  
Foto: Archiv DRG*



*Reuven Moskovitz (1928-2017)  
Foto: Archiv DRG*

### Rumänien und Europa

VON MIRUNA BACALI

*Die Beziehung zwischen Rumänien und Europa hat eine lange Tradition, doch sie ist auch von vielen Hürden geprägt. Als südosteuropäisches Land mit einem totalitären Erbe kämpfte Rumänien nach 1989 darum, Teil euroatlantischer und europäischer institutioneller Strukturen zu werden, was 2004 beziehungsweise 2007 auch gelang. Doch die formale Änderung der Regierungsform nach dem Fall des Kommunismus war erst der Anfang einer langen Reise. Chaos und politische Instabilität prägten die Übergangsphase. Vielleicht verwundert es deshalb nicht, dass das westeuropäische Publikum meistens Dracula, die Ceaușescu-Diktatur und Arbeitsmigration mit Rumänien assoziiert. Noch heutzutage, 30 Jahre nach dem Fall des kommunistischen Regimes, ist das Balkanland trotz einer geografischen und seit 2007 auch institutionellen Zugehörigkeit zur Europäischen Union in der deutschen Wahrnehmung wenig präsent. Dabei gibt es weitreichende historische und kulturelle Verflechtungen, die Rumänien mit den anderen Ländern und Regionen Europas verbinden – man denke beispielsweise an die deutschstämmigen Gemeinden in Siebenbürgen und der Bukowina oder die zeitgenössische Arbeitsmigration innerhalb der Europäischen Union.*

Vor diesem gesellschaftspolitischen Hintergrund setzen sich rumänisch(sprachig)e Autoren der Gegenwart in ihren Texten vermehrt mit Europa bzw. europäischer Kultur und Zugehörigkeit auseinander. Diskurse rund um die Verortung Rumäniens innerhalb Europas stellen bereits seit dem 19. Jahrhundert ein zentrales Thema der rumänischen Kulturgeschichte dar, das anlässlich bestimmter historischer Ereignisse immer wieder neu belebt beziehungsweise diskutiert wird. (West)Europa fungiert in diesem Kontext als wiederkehrendes Motiv mit starkem Symbol- und Modellcharakter, das sich durch die jüngste Geschichte Rumäniens zieht und entlang dessen verschiedene, zum Teil konkurrierende Zugehörigkeitsdiskurse verlaufen. So spielen die Abgrenzung vom Osmanischen Reich als Gegendiskurs zur „Okzidentalisierung“ und die

Anbindung an Byzanz eine zentrale Rolle in den Prozessen rumänischer Nationsbildung im 19. Jahrhundert und danach. Mit Blick darauf kann ein Blick in die nach 1989 entstandenen Werke helfen, das Zeitgeschehen aus seiner historischen Entwicklung heraus zu verstehen und einzuordnen – denn um die Gegenwart besser zu verstehen, ist es unerlässlich, sich mit historischen Entwicklungen und Kontinuitäten auseinanderzusetzen.

Die postkommunistische rumänische Literatur präsentiert eine breite Palette an Europapositionen in ihrer historischen Entwicklung und gibt Einblick in die Entstehung pro- und antieuropäischer Haltungen, die den zeitgenössischen öffentlichen Diskurs in Rumänien prägen. Sie thematisiert Fragen der europäischen Zugehörigkeit, der gesellschaftlichen Transformation und des Zusammenhalts aus einer Vielzahl von Perspektiven.

„Warum Literatur als Quelle?“, könnte man fragen. Literarische Texte entstehen nicht in einem Vakuum, sondern immer aus einem gesellschaftlichen und historischen Kontext heraus. Sie speichern die gelebte Zeit wie ein Archiv, auf das Menschen aller Generationen zurückgreifen können. Deshalb gibt es kaum ein vielfältigeres und dynamischeres Medium, um auf das historische Geschehen zu blicken, denn Literatur erzählt nicht nur Geschichten einzelner Schicksale, sondern zeichnet gleichzeitig nach, wie sich Gesellschaften verändern. Literatur funktioniert also als Spiegel der Gesellschaft, wodurch soziale und ökonomische Aspekte generationenübergreifend besser verstanden werden können. In diesem Sinne tragen literarische Werke, als historisches Material gelesen, zu einer besseren Einordnung gesellschaftspolitischer Diskurse und Phänomene bei.

Der Blick in die postkommunistische Literatur Rumäniens zeigt dabei eines ganz klar: Europa wird in Rumänien auf vielfältige, ja sogar widersprüchliche Weise bewertet. „Europa ist ein filziger relationaler Begriff, ein komplexes mentales Gebilde, ein widersprüchliches Gefühl, in dem Selbstliebe und Selbsthass zusammengehen“, fasst Mircea Cărtărescu in seinem Essay „Europa



Der 1956 in Bukarest geborene Schriftsteller Mircea Cărtărescu 2019 auf der Göteborger Buchmesse. Foto: Arild Vågen / CC BY-SA 4.0



hat die Form meines Gehirns“ (2010) die Komplexität und Vielfalt der Positionen treffend zusammen. Doch lassen Sie uns zunächst in die rumänischen „Europaentwürfe“ eintauchen und sie genauer beschreiben.

Dumitru Țepeneags Roman „Hotel Europa“ (1996) spielt während der turbulenten Zeit unmittelbar nach dem Fall des kommunistischen Regimes. Darin wird Europa vor allem als Reise und/oder Interaktion erfahren, denn die Gestalten reisen quer durch den Kontinent auf der Suche nach Freunden – und einem besseren Leben. Die Perspektiven der Gestalten auf Rumänien und Europa sind dabei vielfältig, doch in ihrer Desillusionierung sind sie sich einig: Rumänien ist in Europa noch nicht ganz angekommen. Auch deshalb erscheint Europa insgesamt im Roman als innerlich gespalten und höchst hierarchisierter Kontinent, unabhängig von dem Systemwechsel in den ehemaligen Ostblockstaaten und dem damit verbundenen Freiheitsversprechen.

In Matei Vișniec's Theaterstücken kommt der vielfältige, dynamische Charakter Europas besonders zum Tragen. Diese speisen sich aus Vișniec's Arbeit als Journalist bei Radio France International (RFI), zeigen individuelle, vielfältige Perspektiven auf Europa und thematisieren nicht nur das Verhältnis Rumäniens oder des Balkans zu Europa, sondern auch dessen Grenzen nach außen, die gerade im Zuge der Migrationsbewegungen aus Nordafrika und dem Mittleren Osten neu ausgelotet werden. Europa erscheint auch hier einerseits als hoch gespaltenen Kontinent, andererseits aber auch als Migrationsgesellschaft, in der kosmopolitische, grenzüberschreitende Solidarität und Humanismus treibende Kräfte sind. Die Mit- und Neugestaltung Europas durch Migranten spielt hier eine zentrale Rolle als Impuls für die Gegenwart und Zukunft – Migrationsgesellschaft ist dabei ein wichtiges Stichwort.

Anders sieht es in den Schriften der rumäniendeutschen Autorin Herta Müller und des rumänisch-jüdischen Schriftstellers Norman Manea aus. Als Angehörige nationaler Minderheiten in Rumänien entwerfen sie in ihren Werken europäische Landschaften, die von Exil, Migration, Vertreibung und „fortwährendem Fremdsein“, wie es Manea formuliert, geprägt sind. Gerade diese Auseinandersetzung mit universal menschlichen Erfahrungen und Schicksalen wird als sogenannte Weltliteratur besonders breit rezipiert: Manea ist Holocaust-Überlebender und erfuhr auch die staatlichen Repressionen unter der kommunistischen Diktatur; Müller wurde jahrelang verhört und unter Druck gesetzt, weil sie nicht mit dem rumänischen Geheimdienst Securitate zusammenarbeiten wollte. Aus diesen Gründen machen uns ihre autobiografischen Schriften ganz besonders auf die „dunkle Seite“ der europäischen Geschichte aufmerksam und wirken auf diese Weise in Zeiten verstärkter Radikalisierung für eine lebendige Erinnerung und gegen das Vergessen.

Eine christlich-konservative, durchaus ambivalente Perspektive auf Europa nimmt Horia-Roman Patapievici ein, anhand derer die Entstehung rechter Tendenzen in intellektuellen Kreisen eindrücklich nachgezeichnet



*Norman Manea wurde 1936 in Burdujeni bei Suceava geboren. Er verließ 1986 Rumänien aus politischen Gründen. Nach einem Jahr im Westen Berlins siedelte er in die USA über; Aufnahme von 2008. Foto: Philolog / CC BY-SA 3.0*

werden kann. Patapievici ist nicht nur als Publizist tätig, sondern war auch Leiter des Rumänischen Kulturinstituts und des EUNIC-Netzwerks. Aus seinen Texten geht eine große Bewunderung für Europa hervor, gleichwohl kritisiert er die Folgen des europäischen Kapitalismus, obwohl er diesen und seinen Motor, den technischen Fortschritt, befürwortet. Auch bemängelt er das Fehlen der Religion in der öffentlichen Sphäre. Gleichzeitig zeugen seine Argumente gegen politische Korrektheit, Frauen- und Minderheitenrechte von einem Standpunkt, der Pluralismus ausschließt und deshalb eher als antieuropäisch einzustufen ist. Dass stark religiöse Gruppierungen



*Verleihung des Heinrich-Böll-Preises 2015 an die 1953 im Banat geborene deutsche Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller durch Oberbürgermeisterin Henriette Reker im Kölner Historischen Rathaus. Foto: Raimond Spekking / CC BY-SA 4.0*

den Pluralismus ablehnen, liegt auf der Hand – in diesem Sinne wirken Patapievicis militantisch angehauchte Rhetoriken als Warnung vor der Gefahr eines religiösen Fun-

die Migration, Mehrsprachigkeit und Globalisierung gestaltet werden kann. All diese Europaentwürfe geben einen Einblick in die aktuelle Position, die Rumänien für sich in Europa beansprucht. Dabei sind die Perspektiven, wie eindrücklich in den Beispielen gezeigt, sehr vielfältig, ja teilweise sogar widersprüchlich.



Die Autorin Nicoleta Esinencu kritisiert Ungleichheiten innerhalb Europas.  
Foto: Vasile Botnaru (RFE/RL)

damentalismus, der die absolute Wahrheit beansprucht und auf dieser Grundlage Bevölkerungsgruppen (Frauen, LGBTI, Roma usw.) ausschließen möchte. Bemerkenswert ist, dass diese konservativen Denkansätze keineswegs auf Rumänien beschränkt sind, sondern auch in Ländern wie den USA und Russland die zeitgenössischen Auseinandersetzungen bestimmen. Europaskepsis oder Europabewunderung? Beides findet sich in den Ausführungen Patapievicis wieder.

Die wirtschaftliche Dimension Europas spielt auch bei Nicoleta Esinencu, einer jungen Dramatikerin aus der Republik Moldau, eine zentrale Rolle. Esinencu, deren Werke hauptsächlich in Rumänien rezipiert werden, macht auf politisch-wirtschaftliche Abhängigkeiten innerhalb Europas aufmerksam, die zu antieuropäischen Tendenzen führen können. Maßgeblich ist dabei, dass die Effekte des EU-Beitritts nicht flächendeckend positiv waren, wenn es um die Beseitigung wirtschaftlicher Ungleichheit geht. Darin liegt eine mögliche Ursache für antieuropäische Strömungen und Ressentiments, die häufig auf wirtschaftliche Ungleichheiten und Prekariät zurückzuführen sind. Esinencus Stücke, die sich einer durchaus rohen, provokativen Sprache bedienen (insbesondere „Fuck you, Eu.ro.Pa, 2005!“) können in diesem Sinne wie ein Appell für ein gerechteres Europa gelesen werden.

Die aufgeführten Werke sind lediglich ein paar Schlaglichter, anhand derer die Komplexität rumänischer Verortungen heruntergebrochen werden kann – die rumänisch(sprachig)e Literatur nach 1989 ist ausgesprochen vielfältig und breit gefächert. Bemerkenswert ist, dass die Autoren durch ihre literarische Deutung historischer und gesellschaftlicher Entwicklungen ein tieferes Verständnis zwischen europäischen Ländern und Regionen ermöglichen – und auch über Europas Grenzen hinaus. Auch werfen sie in ihren Texten die Frage auf, wie Europa vor dem Hintergrund aktueller Phänomene

Es bleibt abzuwarten, welche neuen Konstellationen in den nächsten Jahrzehnten Europa prägen werden. Die Entstehung pro- und antieuropäischer Haltungen zu verstehen, ist jedoch im Hinblick auf eine gemeinsame Zukunft in einer immer komplexer werdenden europäischen Landschaft entscheidend. Welche zukünftigen Entwicklungen Rumänien, aber auch andere ost- und südosteuropäische Staaten durchlaufen werden, wie sich die Zusammenarbeit mit politischen Entscheidungsträgern in Brüssel und darüber hinaus gestalten wird, welche Konfliktlinien sich

abzeichnen werden und ob man wirklich von einem solidarischen EU-Projekt auf Augenhöhe sprechen kann: Auch mit diesen Aspekten wird sich die Forschung in den nächsten Jahren sicherlich tiefer beschäftigen, ohne sich alsbald zu erschöpfen.

Über die Jahre wurde vielfach bemängelt, dass das EU-Projekt zu stark wirtschaftlich und politisch orientiert sei und seine kulturelle Dimension viel zu wenig Beachtung finde; Historiker wie Oliver Jens Schmitt sprechen in diesem Zusammenhang sogar von einer geistigen Krise Europas. Schließlich kann ein vereintes Europa nicht nur juristisch, wirtschaftlich und politisch funktionieren, sondern muss sich auch auf gemeinsame kulturelle Werte stützen können. Sind diese nicht oder zu wenig gegeben, droht die Desintegration – welche Konsequenzen das haben kann, führt uns das Beispiel Brexit vor.

Um also den Zusammenhalt innerhalb Europas, gerade in konfliktreichen Zeiten, zu stärken, ist eine Auseinandersetzung mit gemeinsamen Werten unumgänglich. Klimawandel, Digitalisierung, Wirtschaft, Migration, Europaskepsis und seit neuestem auch die weltweite Covid-19-Pandemie sind lediglich ein Bruchteil der tagesaktuellen Themen. All diese großen Fragen haben jedoch eines gemeinsam: Sie erfordern eine bessere Verständigung, eine gemeinsame europäische Handlungsweise und allgemein mehr Solidarität statt Abschottung. Dass Literatur einen wichtigen Beitrag zu eben dieser Solidarität leisten kann, zeigen die in diesem Beitrag vorgestellten Texte auf eindrückliche Art und Weise.

*Dr. Miruna Bacali ist am Deutschen Institut für Interdisziplinäre Sozialpolitikforschung (DIFIS) in Duisburg im Bereich Wissenschaftskommunikation tätig. Im Bielefelder Transcript Verlag erschien 2021 ihre Dissertation „Europaentwürfe: Positionierungen der rumänischen Literatur nach 1989“. Sie arbeitet auch freiberuflich als Literaturübersetzerin.*



## Kulturtransfer rumänischer Literatur im deutschsprachigen Raum

VON ANTONINA ROITBURD

Die Statistik der alle Fachrichtungen umfassenden Übersetzungen ins Deutsche für das Jahr 2020 zeigt eine klare, seit Jahren fast unveränderte Tendenz: 63,1 Prozent aller Übersetzungen entstammen der englischen Sprache. Der Anteil der Übersetzungen aus dem Französischen beträgt 10,6 Prozent und aus dem Japanischen 10,1 Prozent. Alle anderen Sprachen teilen sich das verbliebene Sechstel.

Zwar werden die „kleinen“ Literaturen nur unzureichend im internationalen Raum wahrgenommen. Es gibt aber immer wieder sehr überraschende und erfreuliche Gegenbewegungen, wie 2009 an der Verleihung des Nobelpreises für Literatur an die rumäniendeutsche Schriftstellerin Herta Müller für den Roman „Atemschaukel“ oder im Herbst 2019 an der Verleihung des Nobelpreises für Literatur an die polnische Autorin Olga Tokarczuk für „Die Jakobsbücher“ zu sehen war.

Trotz des Eisernen Vorhangs, der zwischen Ost und West bis 1989 bestand, und der Verhinderung eines uneingeschränkten Zugangs zur Lebenswirklichkeit der Rumänen, gibt es Interesse bei den Westeuropäern, was die brennenden Themen hinsichtlich der jüngsten Vergangenheit dieses Landes betrifft, genauer: Themen wie Kommunismus und die Diktatur unter Nicolae Ceaușescu und damit verbunden auch bis dato verschwiegene Verbrechen des kommunistischen Regimes.

Andererseits stehen in einem weiter gefassten Kontext auch Fragen nach der Herausbildung des kollektiven Gedächtnisses und seiner künstlichen Manipulation über viereinhalb Jahrzehnte Diktatur, und nach der Aufarbeitung der Vergangenheit in Rumänien selbst.

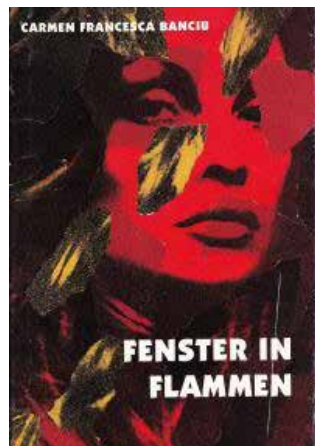
Eine große Rolle für diesen Wissenstransfer spielen hierbei die rumäniendeutschen Schriftsteller (wie Ernest Wichner, Georg Aesch, Gerhardt Csejka, Roland Erb)

durch ihre Schreib- und Übersetzungstätigkeit und damit auch ihrem Dialog zwischen Deutschen und Rumänen. Sie erweisen sich als zuverlässige und engagierte Wegbereiter eines Kulturtransfers. Aber sie vermitteln nicht nur zwischen der deutschen und rumänischen Kultur, sondern sie bringen durch ihre Herkunft und vor allem durch ihr Schreiben einen ganz eigenen Aspekt ein, der ein deutsches Lesepublikum interessiert. Durch ihre Herkunftsorte in Siebenbürgen, im Banat und in der Bukovina bringen sie ihre ganz eigene Geschichte als Deutsche aus Ost- und Südosteuropa mit sich.

In Bezug auf die Bedeutsamkeit der Transferprozesse sind für die Kulturtransferforschung auch „Phänomene der Verweigerung“, der Nicht-Rezeption oder stark verzögerten Aufnahme von Relevanz. Die Rezeption von Carmen Francesca Banciu

erfuhr ganz unterschiedliche Phasen. Sie ist eine Autorin der ersten Stunde. 1991 erhält Banciu ein DAAD-Stipendium im Rahmen des Berliner Künstlerprogramms. So kommt sie nach Berlin und bleibt. Im Jahr 1992 erschien der zehn Jahre früher auf Rumänisch herausgegebene und in Rumänien ausgezeichnete Erzählband „Fenster in Flammen“ und 1995 der Erzählband „Filitteks Handbuch der Fragen“ in deutscher Übersetzung. Allerdings wurde sie

für die darin enthaltene Erzählung „Das strahlende Ghetto“ 1985 mit Publikationsverbot belegt. Mit ihrem sehr eindrücklichen Roman „Vaterflucht“ von 1997 etabliert sie sich als deutschsprachige Schriftstellerin. Alle nachfolgenden Bücher verfasst sie auf Deutsch. Ihre Literatur behandelt Aspekte des Lebens im Kommunismus, dreht sich um Kindheit in der Diktatur und die seelischen Folgen der kommunistischen Ideologie und Indoktrinierung. Sie ist stark autobiografisch geprägt.



Carmen-Francesca Banciu: *Fenster in Flammen*. Rotbuch-Verlag, Berlin 1992



Carmen-Francesca Banciu: *Filitteks Handbuch der Fragen*. Rotbuch-Verlag, Berlin 1995



Carmen-Francesca Banciu: *Vaterflucht*. Rotbuch Verlag, Berlin 1997



Carmen-Francesca Banciu: *Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten!* PalmArt-Verlag, Berlin 2018

Der Roman war 1999 in Rumänien unter dem Titel „O zi fără președinte“ (Ein Tag ohne Präsident) erschienen. Er wurde von Georg Aeschl übersetzt und erschien im Ullstein Verlag im Jahr 2000. Im Roman wird die Frage nach dem Wesen des politischen Umbruchs 1989 umkreist. Eine zentrale Figur, hier „der Sammler“ genannt, sammelt verschiedene Erzählstimmen zum Geschehen. Es stellt sich für den Leser heraus, dass es nicht die Wahrheit gibt, sondern so viele Wahrheiten, wie es Erzählstimmen mit ihren jeweiligen Geschichten gibt. Der Roman blieb damals von der deutschen Rezeption weitgehend unverstanden. Man stieß sich vor allem an der spezifischen Sprache der Autorin. Der FAZ-Rezensent störte sich ebenfalls an Bancius expressiver Sprache sowie an der undefinierten strukturellen Vielschichtigkeit. Fast 20 Jahre später wird der Titel von dem 2008 gegründeten Verlag PalmArtPress als hochaktuell gepriesen. Anlässlich der Nominierung des Romans „Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten!“ von Carmen-Francesca Banciu für den Deutschen Buchpreis 2018 brachte der Verlag den Roman neu heraus. Im Gegensatz zu den kritischen Rezensionen wird die Sprache Bancius laut Verlagsangabe diesmal als „eindringlich poetisch“ empfunden. Der Verlag sieht in der heutigen geopolitischen Situation eine Parallele zu den Umbrüchen in der rumänischen Gesellschaft nach 1989. So soll ein Identifikationsprozess der potenziellen Leserschaft hervorgerufen werden. Hierbei gilt es zu berücksichtigen, dass es für die Rezeption eines

für Banciu darin besteht, dass der Verlag PalmArtPress mit seinem internationalen Verlagsprofil mit den Sprachen Deutsch und Englisch einige ihrer Bücher auch in Englisch herausgibt, was einer internationalen Rezeption natürlich sehr förderlich ist.

Eine Form des Rezeptionsprozesses nach Lüsebrink ist die Adaptation, wodurch die Texte an die Erwartungshaltung der Zielkultur angepasst werden, mittels Justierung der Paratexte, die Wahl anderer Werktitel, anderer Klappentexte und Titelblattillustrationen bei Buchübersetzungen. Diese Rezeptionsform schafft die bestmöglichen Bedingungen für eine adäquate Überführung eines fremden Textes in ein vertrautes Medium. Beispielhaft soll hier die kulturelle Adaptation des Bestseller-Romans „Tema pentru acasă“ von Nicolae Dabija illustriert werden. Der 1948 geborene Dabija, auch „Solschenizyn der Rumänen“ genannt, ist ein bekannter Schriftsteller aus der Republik Moldau. Der Schriftsteller erzählt in seinem 2009 erschienenen Roman über die bis dato verschwiegene Deportation der Bessarabier im Zuge des Besetzung Bessarabiens durch die Sowjetunion 1940. Dieser Roman, der „wider das Vergessen“ geschrieben wurde, erzählt eine solche Geschichte anhand der Figur des Lehrers Mihai Ulmu, der letztlich durch einen Scherz seiner Schüler von Sowjetsoldaten verhaftet und deportiert wird. In diesem Werk kreuzen sich mehrere Geschichten, Themen und Nebenmotive, wie Geschichte, Liebe, Glaube und Hoffnung. Das schlägt sich in den Buchcovern verschiedener Zielsprachen in unterschiedlicher Weise nieder. Dabei werden die entsprechenden Rezeptionsdispositive und Erwartungshaltungen des fremdkulturellen Zielpublikums deutlich.

Während der Titel des Romans in die anderen Zielsprachen wortwörtlich übersetzt wird: Deutsch „Die Hausaufgabe“, Italienisch „Compito per domani“, Französisch „Devoir à rendre“, Englisch „Homework“, Russisch „Домашнее задание“, weil die Hausaufgabe selbst dabei als Leitmotiv des Romans gelten kann (denn bevor er von den Soldaten abgeholt wird, gibt der Literaturlehrer Ulmu seinen Schülern noch eine bestimmte Hausaufgabe) weist die Gestaltung der Titelseite bei allen diesen Übersetzungen deutliche Abweichungen auf.

In der moldauischen Ausgabe ist schemenartig ein sich küssendes Liebespaar zu sehen, im Vordergrund brennt eine Kerze. Bei genauerer Betrachtung ist im Hintergrund ein Bildschirm mit einem Foto von einem Zug von Menschen zu erkennen, das an Bilder von Flüchtlingen oder deportierten Juden im Zweiten Weltkrieg denken lässt (nur tragen die Personen auf dem hiesigen Foto keinen Stern). Damit vereinen sich wesentliche Hauptmotive des Romans: Die Kerze könnte als Sinnbild des Glaubens und Vertrauens gedeutet werden, das Liebespaar referiert klar auf die beiden Protagonisten des Romans und das Fotodokument im Hintergrund deutet auf die Problematik der Deportation an sich.

Auf der deutschen Ausgabe hingegen wird mittels der Abbildung eines Plüschtierkuschelbären, auf die



Der Schriftsteller, Literaturhistoriker und Politiker Nicolae Dabija 2013; er ist 2021 im Alter von 72 Jahren in Chișinău in Folge einer COVID-19-Infektion verstorben.

Quelle: Biblioteca Centrală a BM „B. P. Hasdeu“ din Chișinău

Werks wichtig ist, dass es auf Interesse und in gewisser Weise auch auf Vorkenntnisse trifft. Und der politische Umbruch im Osten Europas von 1989 ist natürlich ein inzwischen vertrautes und gerade mit Blick auf den 30. Jahrestag im Jahr 2019 auch aktuelles Thema. Sicherlich gilt es außerdem zu bedenken, dass sich die Autorin Carmen-Francesca Banciu im Laufe der Zeit auch innerhalb der deutschen Rezeption mit ihrer kontinuierlich erscheinenden Literatur einen Ruf „erschrieben“ hat. Nicht zuletzt soll hier ergänzt werden, dass ein besonderes Glück



Geschichte des Waisenkindes fokussiert, was klar auf den Beginn des Romans verweist. Der Bildhintergrund ist von dürrer Steppengras geprägt. Laut Nicolae Dabija können sich die deutschen Leser selbst mit ihrer Geschichte in diesem Roman erkennen.

Die italienische Version legt im Gegenteil mehr Wert auf Romantik und benutzt das Gemälde „Abaelard und seine Schülerin Héloïse“ von Edmund Blair Leighton von 1882. Mit dieser Covergestaltung wird vermutlich auf die im Roman erzählte Liebe zwischen dem Protagonisten Mihai Ulmu und seiner Schülerin Maria Răzeșu abgezielt. Héloïse trägt einen Halsschmuck, der auch im Roman eine Rolle spielt. Zusätzlich sieht man im Zentrum des Bildes ein Buch, das mit dem bedeutungsträchtigen Lyrikband des rumänischen Nationaldichters Mihai Eminescu aus dem Roman korrespondieren könnte. Das Bild wird aber absichtlich mit grauen Flecken bedeckt, um auf den „mondo impazito“ (aus den Fugen geratenen Welt) aufmerksam zu machen, in dem „l'amore è l'unica risposta e nonostante tutto l'amore sopravvive“ (die Liebe ist die einzige Antwort und sie überlebt trotz alledem), laut der Erklärung des herausgebenden italienischen Verlags.

Die französische Ausgabe der „Hausaufgabe“ arbeitet hingegen mit abstrakter Kunst, die sich als solche nicht leicht entschlüsseln lässt, ästhetisch aber durchaus anspruchsvoll ist.

Abschließend kann festgehalten werden, dass es trotz der Beherrschung des deutschen Buchmarktes von Übersetzungen angelsächsischer Literatur bemerkenswert ist, wie die rumänische Literatur nach dem politischen Umbruch künstlerisch allmählich zu sich selbst gefunden und der Anteil der übersetzten rumänischen Werke zugenommen hat. Wurden im Zeitraum von 1990 bis 2000 in etwa 30 Romane aus dem Rumänischen ins Deutsche übersetzt, hat sich im Zeitraum von 2010 bis 2020 diese Zahl auf ungefähr 60 Titel verdoppelt.

Dabei ist überaus positiv zu vermerken, dass inzwischen nicht nur rumänische Autoren der Gegenwart übersetzt werden, wie z.B. die Bücher von Mircea Cărtărescu,

sondern auch Werke aus ganz unterschiedlichen Epochen der rumänischen Literaturgeschichte, nicht zuletzt auch aus der Literatur sozialistischer Zeiten. Dass den deutschen Lesern somit ein recht breit angelegter Einblick in wichtige rumänische Werke möglich ist, kann als außerordentlich positives Resultat festgehalten werden. Es hat den Anschein, dass das Engagement des Rumänischen Kulturinstituts, Übersetzungen zu finanzieren und einen kulturellen Austausch zwischen Rumänien und Westeuropa zu befördern, durchaus erfolgreich war.

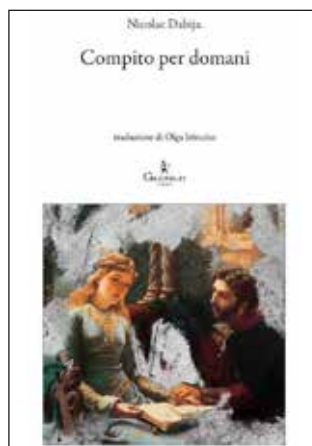
Erfreulich ist ebenfalls die Tatsache, dass sich die rumänische Literatur in den letzten 30 Jahren künstlerisch beeindruckend ausdifferenziert hat und für die deutschen Leser unter ganz unterschiedlichen Aspekten interessant ist. So bieten die Bücher von Dan Lungu oder auch Filip Florian einen literarisch spannenden Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit, während die Bücher von Norman Manea nicht nur diese Fragen stellen, sondern auch die Perspektive der jüdischen Bewohner Rumäniens vermitteln. Mit der Literatur von Mircea Cărtărescu wird darüber hinaus eine ganz eigene

künstlerische Welt entwickelt. Und eine noch rätselhafte Welt kann sich der Rezipient bzw. die Rezipientin des Romans „Handbuch der Zeiten“ von Ștefan Agopian erobern. Als interessantes neueres Phänomen erweist sich die Beobachtung, dass Autorinnen und Autoren rumänischer Herkunft zunehmend auch auf Deutsch schreiben, wie bei Carmen-Francesca Banciu zu sehen ist. Das erleichtert natürlich Rezeptionsprozesse ganz entscheidend. Dennoch wird das Übersetzen immer eine notwendige und schöne Arbeit im Sinne eines Kulturtransfers darstellen.

Antonina Roitburd ist in Lăpușna, Republik Moldau, geboren und dort zweisprachig (Rumänisch und Russisch) aufgewachsen. Interkulturalität und Mehrsprachigkeit gehören von klein auf zu ihrem Alltag. Im Berliner Frank & Timme Verlag erschien 2020 Ihre Studie „Rumänische Literatur im deutschsprachigen Raum seit 1990. Ziele, Entwicklungen und Erfolge des Kulturtransfers“.



Die deutsche Ausgabe des Romans „Tema pentru acasă“ von Nicolae Dabija erschien 2018 in der Buchwerkstatt Berlin.



Die italienische Ausgabe von Nicolae Dabijas Roman „Tema pentru acasă“ erschien 2019 bei Graphe.it edizioni.



Die französische Ausgabe Nicolae Dabijas Roman „Tema pentru acasă“ erschien 2015 bei Société des écrivains.



Die moldauische Ausgabe des Romans „Tema pentru acasă“ von Nicolae Dabija.



# Draculas literarische Verortung zwischen Steiermark und Walachei

VON MANUEL STÜBECKE

### Dracula – immer noch ein Thema?

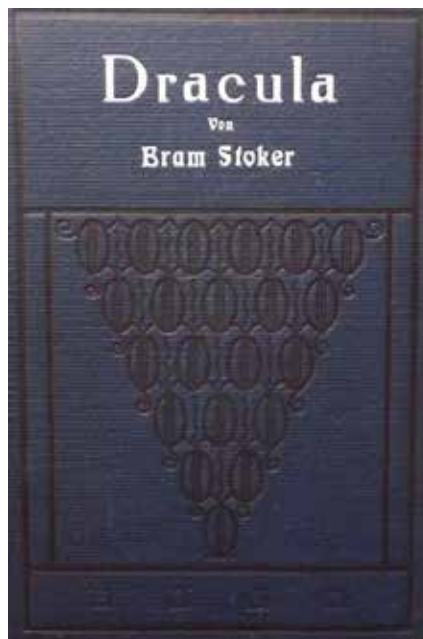
Der Vampirgraf Dracula hat ein Jubiläum! Vor 125 Jahren erschien der Roman, durch den der irische Theaterautor Bram Stoker posthum Berühmtheit erlangen sollte. Am 18. Mai 1897 wurde die englische Ausgabe erstveröffentlicht. Gut ein Jahrzehnt später lasen auch die deutschen Leserinnen und Leser von der verhängnisvollen Reise eines jungen Rechtsanwaltsgehilfen, die den Ausgang der Geschichte bildet. Der Leipziger Verlag Max Altmann brachte im Jahr 1908 das Buch nach Deutschland. In einer Ankündigung wurde der „Roman über Vampyrismus“ angepriesen – einschließlich verdrehter Tatsachen: Im Werbetext behauptete der Verlag, dass man über Vampire in Deutschland „nur sehr wenig“ wisse.

Viele Jahre zuvor hatte der französische Philosoph und Pädagoge Jean-Jacques Rousseau allerdings auf einen anderen Kenntnisstand verwiesen, der sicherlich für das gesamte damalige intellektuelle Europa galt. An den Erzbischof von Beaumont verfasste Rousseau im Jahr 1764 ein Schreiben, in welchem er verdeutlichte, dass jene Geschichte der Vampire auf Angaben redlicher Gewährspersonen fuße. Berichte von Geistlichen, Militärs, Beamten und Ärzten lägen schließlich vor. Doch an Vampire glauben, befand der Philosoph, könne man doch nicht. Im 18. Jahrhundert gab es regelrechte Vampirhysterien, die insbesondere an den österreichisch-ungarischen Grenzen zu einem Problem wurden. Dort wo sich alle Formen des Aberglaubens vermischten, schien der Vampir seine Heimat zu haben – jenseits der vermeintlichen Zivilisation.

Solche Legenden nahm sich Stoker zum Vorbild. Mit seinem Roman „Dracula“ legte er eine Collage vor: In einem Zusammenschnitt fiktiver Tagebucheinträge, Briefe und auch in Form von Zeitungsberichten nimmt uns Stoker bis zum heutigen Tag mit auf die Reise. Aus dem zivilisierten England bricht der Rechtsanwaltsgehilfe Jonathan Harker auf in das *Land jenseits der Wälder*. Nichts anderes heißt *Transsylvanien* in seinem lateinischen Ursprung. In Form von Tagebucheinträgen wird Harker bei seiner Reise vom „Okzident in den Orient“ begleitet. Schließlich kommt er im „Hufeisen der Karpaten“ an, in dem „jede nur denkbare Art des Aberglaubens vorkommen“ solle – ein „Zentrum wirbelnder Phantastereien“ (wie es in der deutschen

Übersetzung von Andreas Nohl heißt). Der Kunde des Advokaten ist ein Adelliger des Landes, der in London ein Anwesen kaufen möchte. Dracula, der Schlossherr, stellt sich als Angehöriger der Ethnie der Szekler vor. Dies entspringt dem Ideenreichtum des Autors, der den Vampir in Nachfolge Attilas des Hunnen sehen will. Rasch stellt sich heraus, dass Harker ein Gefangener auf dem Schloss ist. Der Vampirgraf nutzt ein Schiff zur Reise nach England. Dabei lässt er eine Blutspur hinter sich, die sich durch Europa zieht. Der Graf (der – entgegen filmischen Vampirvorstellungen – sehr wohl bei Tag umherwandeln kann) akklimatisiert sich schnell in London, da er aus Einsamkeit in seiner Burg die englische Sprache erlernt hat. Diese Einsamkeit ist eine der Schattenseiten seiner Unsterblichkeit, die uns Stoker vor Augen führt. So hat der Graf auch seine Geliebte überlebt, die

er in der Verlobten Harkers wiederzuerkennen meint und nach der er fortan trachtet. Um den Vampirexperten Abraham van Helsing bildet sich bald ein Trupp – auf Dracula wird Jagd gemacht. Wenn auch die Methoden zur Vampirjagd historische Vorbilder haben, ist der adelige Blutsauger mitnichten etwas, das Stoker tatsächlichen Vampirfällen entlehnt hat. Von diesen gibt es einige, doch zumeist sind die mutmaßlichen Untoten alles andere als adelig, wie im Folgenden festgestellt werden wird.



Einband der deutschen Erstausgabe von Bram Stokers „Dracula“, Max Altmann Verlag, Leipzig 1908.

### Vampire und Transsylvanien

Wiederkehrende Tote beschäftigen die Menschheit schon eine ganze Weile. In der römischen Antike gab es eine ganze Reihe untoter und überwiegend weiblicher Figuren, welche besonders Männer und kleine Kinder als Opfer auserkoren hatten. Die *Strigen* waren als blutrünstig bekannt und gelangten etwa durch einen Türspalt in das Haus, mit dem Ziel, Kleinkinder mit vergifteter Milch zu säugen. In der Spätantike wurde zur Abwehr die Verwendung von Knoblauch bekannt. Heranwachsenden Männern drohte hingegen eher die Gefahr, dass ihnen von den *Lamien*, Mischwesen aus Frau und Schlange, das Blut ausgesaugt werden könnte. Hinter dieser Legende darf man einen Zweck vermuten: Mutmaßlich sollten solche Geschichten wohl die jungen Männer zur Ordnung rufen, sich nicht mit einer Fremden einzulassen. Und auch bei den *Strigen* handelt es sich wahrscheinlich um ein Märchen, um Kinder zu

einem guten Benehmen anzuhalten – schließlich wollte doch niemand einen solch schrecklichen nächtlichen Besuch. Hinter den Strigen steckt übrigens schwerlich etwas Übernatürliches. Abgeleitet wird der Begriff vom Wort *Strix* – dahinter steckt die Nachtohreule. Nichtsdestotrotz überlebte sich die Vorstellung eines gespenstischen Wesens und wortgeschichtlich wurde daraus in der rumänischen Folklore der *Strigoi*. Dieser ist zumeist ein Untoter, der – wie der uns bekannte Vampir – leiblich umherwandelt. Nach verschiedenen Erzählungen verlässt der Strigoi um Mitternacht sein Grab und kehrt im Morgengrauen zurück. Auch kann sich dieses Wesen in Hunde oder Katzen verwandeln (wohl aber nicht in die Fledermaus, was wiederum in manchen Filmen den Vampiren zugeschrieben wird). Das Grab eines solchen Untoten soll erkannt werden können, indem ein ungezähmter Hengst oder Gänserrich auf dem Friedhof freigelassen werde. Wenn das Tier auf einem Grab verrücktspiele, läge hier mit Sicherheit ein Vampir. Der Grund, weshalb überhaupt ein Mensch zu einem Untoten werde, ist den Vorstellungen nach oftmals eine Störung im vorangegangenen Lebenslauf wie beispielsweise ein unerwarteter früher Tod. Auch ein Verhalten, das von der Gemeinschaft missbilligt wurde, konnte dieses Schicksal zur Folge haben. Dass der Vampir in körperlicher Form erscheint, ist dabei für die europäische Sagenwelt nicht selbstverständlich.

Der Reformator Martin Luther wurde in einem Brief von seinem ehemaligen Schüler Georg Röer auf den Fall eines *Nachzehrers* hingewiesen (zu finden in Luthers Tischrede 6823). Röer klagte, dass ein „Weib auf einem Dorfe“ nach ihrem Tode sich selbst im Grabe fresse. Ebenfalls hätte sie Menschen in den Tod *nachgezogen*. Der Nachzehrer, der manchmal als deutsche Variante des Vampirs bezeichnet wird, tritt nicht körperlich in Erscheinung. Dieser Untote verbleibt im Grab und saugt auf eine metaphysische Art vornehmlich Verwandten die Lebensenergie aus. Der Reformator hielt dies alles für eine „Betrügerei des Teufels“, weshalb sich die Gläubigen in der Kirche zusammenfinden und um Vergebung der Sünden bitten sollten.

Solche Einstellungen führten oftmals dazu, dass Gemeinden mit vermeintlichen Untoten alleingelassen wurden, da die Geistlichen den Volksglauben als Überreste des *Papsttums* abtaten – insbesondere die vielfachen Möglichkeiten, sich eines solchen Spuks zu erwehren. Im 18. Jahrhundert (also gut zwei Jahrhunderte später) kam es unter den europäischen Gelehrten zu Vampirdebatten, da nicht klar war, wie entsprechende Berichte, die von der österreichisch-ungarischen Militärgrenze stammten, zu deuten wären. Als exemplarisch kann der Fall um den verstorbenen Peter Plogojoviz gesehen werden, der sich um 1725 im heutigen Serbien zutrug. Nachdem Plogojoviz verstarb, wären nach kurzer Krankheit neun weitere Personen zu Grabe getragen worden – Todesursache: Blutverlust. Während ihres kurzen Siechtums hätten sie ausgesagt, den toten Plogojoviz gesehen zu haben. Ein kaiserlicher Verwaltungsbeamter, der österreichische



*Pfählungen – Darstellung aus der Brodoc-Chronik. Vlad III. Drăculea wohnt speisend einer Massenhinrichtung bei. Holzschnitt von Markus Ayrer, Nürnberg, 1499.*

Arzt Frombald, wurde hinzugezogen. In seinem Bericht gab er an, die Bevölkerung würde davon sprechen, ihr Dorf würde von „Vampyri“ heimgesucht werden. Frombald entschied sich für die Exhumierung des verdächtigen Leichnams. Diesem Akt sollte auch der Ortspfarrer beiwohnen. Die Beschreibung der Leiche ähnelt vergleichbaren Darstellungen jener Zeit. In diesen Schilderungen wurden die toten Körper als wohlgenährt beschrieben, mit Flüssigkeiten, die aus Mund und Nase zu kommen schienen, auch wären Zähne sowie Finger- und Fußnägel ausgeprägter gewesen. Die ausgetretenen Flüssigkeiten hielt man für das Blut der Opfer. Ebenfalls finden sich immer wieder Aussagen darüber, dass die Toten Geräusche von sich gäben. Der Theologe Michael Ranft nannte dies in seiner gleichnamigen Schrift das „Kauen und Schmatzen der Toten in Gräbern“ (1734). Der gegenwärtige Blick verdeutlicht: Es handelt sich dabei um ganz normale Verwesungsprozesse, die damals noch nicht beschrieben waren. Noch aktive Gase im Leichnam lassen den Körper aufgedunsen erscheinen und treiben Flüssigkeiten nach außen.

Zur Mitte des 18. Jahrhundert sendete die Kaiserin Maria Theresia ihren Leibarzt Gerard van Swieten aus, da eine regelrechte Vampirerpidemie ihr Reich bedrohte. Van Swieten kam in ein Dorf, das angeblich, so die Bewohner, von vielen Vampiren heimgesucht wurde. Er war ein Mann der Wissenschaft und ließ auch jene Gräber öffnen, die in den Augen der örtlichen Bevölkerung unverdächtig waren. Verdächtige sowie unverdächtige Leichen sahen sich – entsprechend ihrer jeweiligen Liegedauer – ähnlich. Somit stellte van Swieten etwas Grundsätzliches fest: Man wusste zu wenig über Verwesungsvorgänge. Dies wiederum führte im Jahr 1755 zum thesianischen Vampirerlass. Fortan durfte eine Exhumierung nur mit einem ordentlichen Arzt und einem Geistlichen durchgeführt werden. Es gilt zu bedenken,



dass es eine Zeit von Seuchen war. Wenn der vermeintliche Vampir an einer ansteckenden Krankheit gestorben war, drohte eine Neuansteckung, wenn mutige Dorfbewohner illegal den Leichnam exhumierten, um den vorgeblichen Untoten durch eine Pfählung oder durch das Abschlagen des Kopfes unschädlich zu machen.

Bereits ein Jahr nach dem Erlass war der Wundarzt Georg Tallar unter anderem in Siebenbürgen unterwegs. Er stellte fest, dass das neue Gesetz praktisch nicht umgesetzt wurde. Ebenfalls bemerkte er, dass weder die Angehörigen der deutschen Minderheit noch die stationierten Soldaten über Vampirangriffe klagten. Tallar ging mit den orthodoxen Priestern hart ins Gericht: Er befand, dass sie den Aberglauben aktiv förderten. Ebenfalls sind sei-



„Die Törzburg“ gezeichnet von Ludwig Rohbock (1883).

ne Aufzeichnungen ein Zeugnis über die medizinischen Kenntnisse der Landbevölkerung jener Zeit. Er ließ sich von angeblich Betroffenen eines Vampirangriffs (alleamt Rumänen), die über Schmerzen im Herzen klagten, eben jenes zeigen: Die Personen deuteten allesamt auf ihre Bäuche. Der rumäniendeutsche Historiker Michael Kroner hat allerdings Quellen im Kronstädter Archiv aufgetan, welche die Vermutung nahelegen, dass auch bei der deutschen Minderheit der Vampirglaube bekannt war. Im Archiv finden sich Aufzeichnungen des Nußbacher Pfarrers Joseph Teutsch. Im Jahr 1756 verfasste er eine kurze Notiz über eine „Walachin“ (also eine Rumänin), die zur Vampirin geworden sei. Ebenfalls findet sich in den Berichten eine ältere Notiz aus dem Jahr 1719, auch darin handelt es sich um eine Frau, die zur „Vampirin“ bzw. „Blutsaugerin“ wurde. Aufgrund dessen, dass Teutsch erst etwa 30 Jahre später ihre ethnische Zugehörigkeit nannte, vermutet Kroner, dass es sich bei dem älteren Fall um eine Siebenbürger Sächsin gehandelt haben könnte, da die Ethnie dem selbst siebenbürgisch-sächsischen Autor nicht weiter erwähnenswert schien. Doch internationale Bekanntheit als Heimat der Vampire erlangte Transsylvanien erst, als sich Stoker der Sache annahm.

### Draculas Neuverortung

Bram Stoker, der in Archiven und in Reiseführern recherchierte, stieß auf Vlad III. Drăculea, der im

15. Jahrhundert Woiwode der Walachei war. Der Siebenbürger Sachse Johann Filstich übersetzte (1727) den Beinamen des Fürsten – *Țepeș* – aus rumänischen Chroniken sehr frei mit „der Henker“. Tatsächlich handelt es sich bei dem rumänischen Beinamen um etwas nicht minder Blutrünstiges: Der Name nimmt Bezug auf die bevorzugte Exekutionsart des historischen Dracula. Die sogenannte Pfählung machte ihn zum *Pfähler* (die korrekte Übersetzung von *Țepeș*). Einige Erzählungen sind zu finden, die den historischen Dracula als brutales Monster darstellen. Der rumänische Historiker Lucian Boia staunt in „Geschichte und Mythos“ über den „schlagkräftigen Beweis“ für die Vorstellungskraft der Menschen, die aus der gleichen Vorlage nicht nur einen „vaterlandsliebenden Fürsten“, sondern auch einen „blutsaugenden Vampir“ erschaffen könnten.

Stoker war keineswegs der erste Autor, der mit Vampirgeschichten aufwartete. Einige Jahre zuvor, im Jahr 1872, hatte beispielsweise sein Landsmann Joseph Sheridan Le Fanu die erste literarische Vampirin geschaffen. Verortet hatte er die Blutsaugerin *Carmilla* in der österreichischen Steiermark. In Stokers Vorarbeiten zu seinem Roman, die heute als Faksimile verfügbar sind, ist zu entdecken, dass der Begriff „Styria“ (Steiermark) durchgestrichen und durch „Transylvania“ ersetzt wurden. Hintergrund mag Emily Gerards Reiseführer „Land Beyond the Forest“ sein, ein Buch, welches Stoker in der Bibliothek fand. Nicht nur der Verlag Max Altmann sollte mit der Behauptung, dass über Vampirismus in Deutschland wenig bekannt sei, eine falsche Behauptung aufstellen. Gerard behauptete, dass in Rumänien der Vampir als „Nosferatu“ jedermann bekannt sei. Tatsächlich ist dieser Begriff unbekannt. Doch dies führte dazu, dass sich Stoker mit beiden Händen an der mannigfaltigen Sagenwelt Transsylvaniens bediente – so wie er sie im Reiseführer vorfand. Stokers Fund dieses Reiseführers sorgte dafür, dass der Vampir als Geschöpf Transsylvaniens nach Bekanntwerden des Romans seinen Siegeszug antrat. Bereits in den 1960er-Jahren erklärte eine amerikanische Tourismusbroschüre die Törzburg (rum. Castelul Bran), unweit von Kronstadt/Braşov, zum Draculaschloss. Allerdings hat der historische Dracula sie wohl nie betreten. Es ist ein Zufall der Geschichte, dass Stoker diese folgenreiche Neuverortung seines Vampirgrafen vornahm und in Transsylvanien das sah, was er Jonathan Harker in den Mund legte: ein Zentrum wirbelnder Phantastereien.

*Manuel Stübecke, M.A., M.Th.St., studierte Osteuropäische Geschichte, Evangelische Theologie und Germanistik in Deutschland und Rumänien. Derzeit ist er in kirchlicher Anstellung und promoviert extern zu den historischen theologischen Auseinandersetzungen zum Vampirglauben bei Prof. Dr. Marco Frenschkowski (Universität Leipzig).*



## Zu deutschsprachigen Medien in Rumänien

# Die Banater deutsche Sportpresse der Zwischenkriegszeit

VON IOANA FLOREA

Die Banater Sportbewegung der Zwischenkriegszeit war von multiethnischen Vereinen getragen. Im Unterschied zu den anderen deutschen Gemeinschaften in Großrumänien, deren Turn- und Sportvereine in ethnisch geteilten Sportlandschaften agierten, gründeten die Banater Deutschen nur auf dem Lande eigene Vereine, während in den Städten die deutschen Sportler in die ethnisch gemischten Vereine eingegliedert waren. Im Banat war die Sportbewegung mehr nach sozialen als nach ethnischen Kriterien aufgeteilt. Die Industrialisierung beeinflusste auch die Sportlandschaft, indem sie eine breite Masse von aktiven Spielern und Anhängern unter den Industriearbeitern schuf sowie die wirtschaftliche und finanzielle Grundlage für die Vereinsexistenz zur Verfügung stellte. Die wenigen städtischen exklusiv deutschen Sportvereine (so wie z. B. die Temeswarer Rapid und Freidorf, Wacker Arad, Germania Lugosch) hatten einen begrenzten Spielraum, waren nicht so leistungsstark wie die größeren multiethnischen Arbeitervereine und konnten dadurch keine eigene deutsche Sportbewegung im Banat schaffen.

Die Periodika, die sich unter dem Begriff Banater deutsche Sportpresse der Zwischenkriegszeit zusammenschließen, sind die Temeswarer Wochenzeitungen „Sportmontag“ und „Sport-Anzeiger“, sowie der Arader „Sport-Kalender für das Gemeinjahr 1934“.

Die Entstehung der Banater deutschen Sportpresse ist dem Aufschwung des modernen Sports/Spielsports in Europa, insbesondere des Fußballs, in der Zwischenkriegszeit zuzuschreiben. Diese Entwicklung brachte auch im Banat ein wachsendes Interesse, sowohl unter der städtischen als auch unter der ländlichen Bevölkerung, mit sich. Es bildete sich eine zahlreiche Anhängerschaft unter den Banater Deutschen, innerhalb derer sich eine steigende Nachfrage nach Sportinformation ergab. Hinzu kam auch die Tatsache, dass die aktiven Sportler und die Sportliebhaber der Zeit ihre Informationen entweder aus der ausländischen (österreichischen und ungarischen) Fachpresse oder aus den Sportrubriken der Banater deutschsprachigen Tageszeitungen entnahmen. Es existierte also eine fachgebildete Anhängerschaft, die eine lokale, ausführliche, deutschsprachige Sportberichterstattung vermisste.

Die Erscheinungszeit beider Sportwochenblätter im Jahre 1934 geht auf die damalige Umstrukturierung der Fußballtätigkeit in Rumänien zurück, als die Fußballmeisterschaft in ein zuschauerfreundlicheres Ligasystem

umorganisiert wurde und das Interesse des Publikums weiterhin stieg. Ein Drittel der 12 Vereine der ersten Liga (*Divizia A*) der Nationalmeisterschaft in der Saison 1934-1935 stammte aus dem Banat: die Temeswarer Ripensia und Chinezul/Kinizsi sowie die Arader AMTE und Gloria CFR; Ripensia wurde sogar Nationalmeister. Die zweite Serie der zweiten Nationalliga (*Divizia B*) zählte insgesamt 8 Vereine, davon waren 6 aus dem Banat: die Temeswarer ILSA (*Industria Lânii SA*), CAT (*Clubul Athletic Timișoara*) und RGMT (*Reuniunea de Gimnastică a Muncitorilor din Timișoara*) sowie Clubul Athletic Arad, Vulturii Lugosch und UD Reschitz.

Der „Sportmontag“ und der „Sport-Anzeiger“ standen unter der Schirmherrschaft zweier großen Temeswarer Tageszeitungen, der „Temeswarer Zeitung“ bzw. dem „Banater Tagblatt“. Die beiden unterschiedlichen Anschauungen der „Temeswarer Zeitung“ und des „Banater Tagblatt“ beeinflussten wesentlich den Inhalt der Sportblätter. Nach dem Beispiel der „Temeswarer Zeitung“ positionierte sich der „Sportmontag“ auf dem Absatzmarkt der Sportpresse als neutral und unabhängig, so wie der Untertitel – „Unabhängiges deutsches Sportblatt“ – andeutete, und beabsichtigte „kein lediglich auf den deutschen Sport einge-



„Sport-Anzeiger“, Temeswar, 1. Jahrgang, Nr. 1/ 19. November 1934, S. 1. Quelle: Klausenburger Universitätsbibliothek

stelltes Organ [zu] sein, sondern ein Sportblatt für alle, das die Vereine ohne Rücksicht auf ihren nationalen Charakter, auf Grösse und Stärke behandelt“. Im Sinne des national-deutsch orientierten „Banater Tagblatt“ betrachtete sich der „Sport-Anzeiger“ hingegen als ein „dem deutschen sportlichen Empfinden angepasstes Organ [...] Wecker, Förderer, Ratgeber und Berichterstatte der großen

deutschen Sportgemeinde, die da ist und die zur Kenntnis genommen werden will“. Nach dem Beispiel des national-deutsch orientierten „Banater Tagblatt“ beabsichtigte der „Sport-Anzeiger“, „den deutschen Sportlern und Sportfreunden, endlich nicht nur eine deutschgeschriebene, sondern eine auch im nationalen Geist gehaltene deutsche Sportzeitung zu geben“, als Anspielung auf die „Temeswarer Zeitung“, die während ihrer Existenz als eine in deutscher Sprache herausgegebene, aber nicht die Interessen der Banater Deutschen vertretende Zeitung betrachtet wurde. Der historische Gegensatz zwischen den deutschvölkisch orientierten Politikern einerseits und den liberalen übernationalen Vertretern der Politik andererseits, wurde also auch auf das Spielfeld und in der Sportpresse ausgetragen.

Dieser Gegensatz kam aber nur beschränkt zur Ausprägung, da der „Sportmontag“ sich nur einen Monat lang, in der Zeit November - Dezember 1934, auf dem Markt halten konnte. Der „Sport-Anzeiger“ konnte etwas länger, 8 Monate, in der Zeit November 1934 - Juni 1935, erscheinen; er ging aber auch wegen finanziellen Schwierigkeiten ein. Keine Zeitung konnte Profit erzielen. Der „Sportmontag“ und der „Sport-Anzeiger“ leisteten Pionierarbeit auf einem Markt, der für Sportblätter noch nicht genügend reif war. Die gleichzeitige Herausgabe zweier deutschsprachiger Sportblätter in Temeswar zerbröckelte die Leserschaft und erwies sich als unge-

sondern das Ergebnis der mühevollen Arbeit weniger engagierter Schriftleiter war, so wie Rechtsanwalt Dr. Peter Warth, Hauptschriftleiter des „Sport-Anzeiger“, Karl Preissig, verantwortlicher Redakteur des „Sportmontag“ oder Schriftsteller und Journalist Peter Winter, Herausgeber des Arader „Sport-Kalender für das Jahr 1934“, die überhaupt keine finanziellen Vorteile aus diesen Unternehmen zogen oder sogar Verluste erlitten haben.

Die meisten in der Zwischenkriegszeit geläufigen Themen bezüglich der Turn- und Sporttätigkeit fanden in der Banater deutschen Sportpresse auch Anklang, während für andere, aufgrund der spezifischen Sachlage, kein Interesse bestand: Der Gegensatz zwischen Turnen (im Sinne der nationalistischen konservativen „Deutschen Turnerschaft“) und Sport (moderne Sportsportarten, insbesondere Fußball), der in der Presse Deutschlands und auch in der siebenbürgisch-sächsischen Fachpresse der Zwischenkriegszeit oft zu heftigen Auseinandersetzungen führte, kam in der Banater Fachpresse auf besondere Art vor. Auch wenn Turnen im Banat in der Zwischenkriegszeit genügend Anhänger aufweisen konnte, hatte sich Fußball schon längst durchsetzen können. Die ethnisch motivierte Diskussion Turnen gegen Sport bzw. Fußball, nahm im Banat die Form eines an die deutsche Bevölkerung gerichteten Aufrufes an, sich den deutschen volkstümlichen Leibesübungen anzuschließen und dadurch ihr Nationalbewusstsein zu behaupten. Die Banater deutsche Sportpresse sprach sich also nie gegen den Fußball aus, sondern drückte nur die aus Deutschland übernommene rechtsorientierte Ideologie aus, die anfangs als eine konservative national-deutsche Orientierung herüberkam, sich aber mit der Zeit zu einer radikalen, nationalsozialistischen Anschauung entwickelte. Gemäß seiner national-deutschen Orientierung, schenkte der „Sport-Anzeiger“ der Turnbewegung eine besondere Aufmerksamkeit, wobei der „Sportmontag“ diese kaum erwähnte. Der „Sport-Anzeiger“ engagierte sich sogar in einer Werbekampagne für die turnerischen Darbietungen, die als Mittel zur Erweckung des deutschen Geistes unter der Banater Bevölkerung im Sinne der nationalsozialistischen Erneuerungsbewegung präsentiert wurden.

Das Thema Frauen und Sport, das in der deutschsprachigen Sportpresse der 1920er Jahre in Rumänien mehrmals angesprochen wurde, bekam mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus eine neue Bedeutung. Bisher hatten die Sportperiodika die Notwendigkeit, dass auch Frauen weitgehend in die Turn- und Sporttätigkeit aufgenommen werden sollten, vertreten. Der Diskurs der 1930er-Jahre, der im Temeswarer „Sport-Anzeiger“ zum Ausdruck kam, war aber keineswegs eine Fortsetzung der progressiven Einstellung der 1920er-Jahre, sondern verbarg eigentlich die nationalsozialistische Anforderung an alle Mitgliedern der „Deutschen Nation“, sich mittels einer strengen Wehrerziehung in den Dienst des



„Sportmontag“, Temeswar, I. Jahrgang, Nr. 1/19. November 1934, S. 1. Quelle: Klausenburger Universitätsbibliothek

eignet. Die Herausgeber der Sportzeitungen überschätzten die Umwandlung der Anhänger bzw. Sportliebhaber in tatsächliche Leser einer lokalen Sportpresse. Ihre Leserschaft stellte letztendlich eine dünne Schicht dar, die den Unterhalt für eine Fachzeitung auf Dauer nicht liefern konnte.

Hinzu kommt auch die Tatsache, dass die Fachpresse kein Ausdruck der Tätigkeit zahlreicher Mitarbeiter,

Frauen weitgehend in die Turn- und Sporttätigkeit aufgenommen werden sollten, vertreten. Der Diskurs der 1930er-Jahre, der im Temeswarer „Sport-Anzeiger“ zum Ausdruck kam, war aber keineswegs eine Fortsetzung der progressiven Einstellung der 1920er-Jahre, sondern verbarg eigentlich die nationalsozialistische Anforderung an alle Mitgliedern der „Deutschen Nation“, sich mittels einer strengen Wehrerziehung in den Dienst des



Vaterlandes zu stellen: „Es ist nicht von großer Wichtigkeit, daß wir so und so viel studierte Frauen haben, sondern viel wichtiger ist, daß unserem Volke viele gesunde und lebensfreudige Mütter werden. Darum ist der Sinn der Mädchenschulen nur dann begründet, wenn sie ihren Zöglingen eine tadellose körperliche Ertüchtigung zuteil werden lassen und in ihnen das Bewußtsein erwecken, daß sie dereinst die einzige Aufgabe haben, gesunde Mütter unseres Volkes zu werden. Auf dieses Ziel ist überhaupt jede Leibesübung für die Mädchen und Frauen auszurichten. Freude sollen sie schaffen, stärken sollen sie uns für den Lebenskampf, den Sieg sollen sie uns bringen über die Bequemlichkeit.“ („Sport-Anzeiger“, Nr. 13/03.06.1935, S. 4)

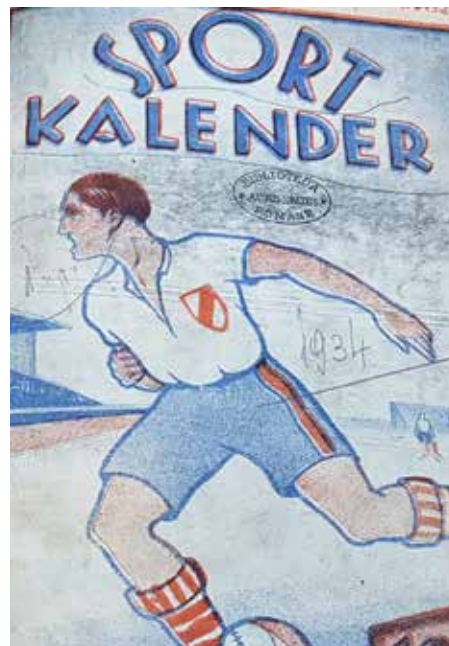
Ein weiteres stark debattiertes Thema der Zwischenkriegszeit war der Gegensatz zwischen Professionalismus und Amateursport, das einerseits einen sozialen und andererseits einen moralischen Hintergrund hatte. Das Bezahlungssystem im Sport, als Ersatz für den Arbeiterlohn, stand im Widerspruch zu den Überzeugungen der als Amateure agierenden Sportsmänner der höheren Klassen, dass Körpersport nicht ein Selbstzweck sein sollte, sondern ein Mittel zur geistigen und körperlichen Entwicklung. Wettbewerb und Sieg sollten diesen Idealen untergeordnet sein, materielles Interesse war für sie ausgeschlossen. Im industrialisierten Banat hingegen, wo die wirtschaftlichen Voraussetzungen die Entwicklung des Professionalismus im Sport begünstigt hatten – der höchstfolgreiche professionelle Verein Ripensia bezeugte diese Tatsache – stellte Professionalismus nach österreichischem und ungarischem Beispiel schon eine Realität dar.

Die Banater deutschen Sportperiodika bezogen sich zu 90 Prozent auf Fußball. Es wurde ausführlich von den Fußballspielen der Nationalliga, der Bezirksliga, der rumänischen Pokalmeisterschaft, sowie von Freundschaftsspielen berichtet, in die die Banater Vereine mit einbezogen waren. Die weiteren Sportarten bekamen wenig Platz in der Berichterstattung, entsprechend dem Interesse der Leserschaft. Unter diesen zeichneten sich Boxen, Ringkampf, Handball und Leichtathletik aus, die im Banat zahlreiche Anhänger hatten.

Ein bedeutender Unterschied zur gegenwärtigen Sportpresse ist die Art und Weise, wie sich die Fachpresse der Zwischenkriegszeit gegenüber der Behandlung des Skandals verhielt. Als Skandal wurden im Rahmen der beiden Sportblätter jene Ereignisse bezeichnet, die Unruhen unter den Zuschauern verursachten, infolge umstrittener Schiedsrichterentscheidungen oder schwerer Spielerverletzungen auf dem Spielfeld. Von solchen Ereignissen berichteten die beiden Sportblätter kurz innerhalb der Spielberichte. Es wurden keine separaten Artikel oder Meldungen dazu verfasst, Skandalnachrichten wurden nicht besonders verfolgt, um das Interesse der Leserschaft zu steigern, so wie heutzutage in der Presse üblich. Der Sinn der Berichterstattung war eigentlich ein Protest gegen die Gewalt auf dem Fußballfeld, und nicht der Wunsch, durch Sensationsnachrichten die Verkaufszahlen zu erhöhen.

Die Politik und die internationale antisemitische

Strömung der Zeit machten sich auch im Sport in den 1930er-Jahre bemerkbar. Der Diskussion in Rumänien über einen *numerus clausus* in der akademischen Welt sowie in der Verwaltung – laut dessen der Anteil von Nichtrumänen nicht größer sein durfte, als der gesamte Anteil derselben in der Landesbevölkerung – konnte der Sport leider auch nicht entkommen. Auch wenn der *numerus clausus* im Jahre 1934 noch nicht zum Gesetz wurde, wählte der rumänische Fußballverband für die Teilnahme an den Balkanwettspielen in Athen im Dezember 1934 hauptsächlich Spieler der Bukarester Vereine, und ignorierte die ungarischen, deutschen und jüdischen Spieler der Banater und siebenbürgischen Vereine. In einem Meinungsartikel der 5. Ausgabe äußerte sich der „Sport-Anzeiger“ kritisch der Entscheidung des Zentralverbandes gegenüber, nur rumänische Spieler auszuwählen. Dadurch sind meistens Spieler der Bukarester Vereine nach Athen entsandt worden, während bewährte Spieler zu Hause gelassen wurden: „Tempora mutantur, man hat zu schnell vergessen wieviel Ehre unserem Sporte ein Bürger, ein Vogel, ein Czinczer gebracht haben und man hat auch vergessen, dass die Tabellenführer der Nationalmeisterschaft Banater und Siebenbürgische Truppen sind und diese über das beste Spielmaterial verfügen.“ Dabei ging der „Sport-Anzeiger“ seiner selbstgestellten Aufgabe, sich für die Rechte der deutschen Sportler einzusetzen, nach und protestierte gegen die zentralistische und nationalistische Einstellung des Zentralverbandes, die eine Vereinheitlichung und „Rumänisierung“ des Fußballs verfolgte.



Titelblatt des „Sport-Kalender für das Gemeinjahr 1934“, Arad.

Quelle: Bibliothek der Rumänischen Akademie Bukarest

*Dr. Ioana Florea ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca und forscht im Bereich der Geschichte der Deutschen in Rumänien mit Schwerpunkt auf der Turn- und Sportbewegung und der deutschsprachigen Sportpresse. Ihre Studie „Die Banater-deutsche Sportpresse der Jahre 1934/35. Ein Intermezzo in der Presse Rumäniens der Zwischenkriegszeit“ erschien 2022 in der Reihe „Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte“ des Peter Lang Verlags.*



# Nicolae Ceaușescu Imagewandel aus Sicht der bundesdeutschen Presse

VON ALEXANDRA GABRIELA MIHAI

Das negative Image, mit dem Nicolae Ceaușescu in die Geschichte eingegangen ist, kontrastiert mit den Hoffnungen seines Amtsantritts 1965, mit den Hoffnungen, die in seinen ersten Amtsjahren Realität werden sollten. Er war mit seinen 47 Jahren zwar ein junger, aber dennoch erfahrener und aus westlicher Sicht reformaktiver Politiker. Ceaușescu zählte nicht nur zu den Vertretern der Rumänischen Kommunistischen Partei, sondern auch zum engsten Führungskreis um den Parteichef Gheorghe Gheorghiu-Dej. Mit der Wahl Nicolae Ceaușescus zum Nachfolger des im Frühjahr 1965 verstorbenen Gheorghiu-Dej ging nicht nur ein Macht-, sondern auch ein Generationswechsel einher. Die „alte Garde“ nahm an, einen regulierbaren politischen Repräsentanten als Spitze einer kollektiven Führung gewählt zu haben. Die Idealvorstellung Ceaușescus von Macht war deren Totalität, worauf er mit äußerster Zielstrebigkeit hinarbeitete. Von Beginn an bewies er ein außergewöhnliches politisches Talent und einen beachtlichen Machtinstinkt. Vor allem die außenpolitische Wende, die Rumänien in den 1960er-Jahren vollzog, führte zu einem hohen internationalen Ansehen. Ceaușescu erklärte, eine „Neue Ostpolitik“ zu verfolgen und prowestlich zu agieren. Der Wunsch nach einem Perspektivwechsel und internationalen Neuanfängen unterstützte die pro-rumänische Berichterstattung im Westen.



*Nicolae Ceaușescu (winkend) zu Besuch in der Tschechoslowakei im August 1968 in Begleitung von Ludvík Svoboda und Alexander Dubček.  
Quelle: Fototeca online a comunismului românesc / Cota: 202/1968*

### 1. Phase: Amtsantritt und Machtkonsolidierung

Über Nicolae Ceaușescu wurde erstmals ausführlich nach seinem Machtantritt 1965 berichtet. Vor allem der politische Werdegang des bis dahin unbekanntes Mannes und die Frage, warum gerade er der Nachfolger von

Gheorghiu-Dej geworden war, standen anfangs im Vordergrund. Bereits früh wurde in den Berichterstattungen hervorgehoben, dass Ceaușescu als Befürworter einer relativen Unabhängigkeit gegenüber der Sowjetunion galt und seinen Weg der wirtschaftlichen Annäherung an die Gemeinschaft des Westens fortsetzte. 1967 verdichteten sich die Medienberichte darüber, dass Ceaușescu die Idee der „kollektiven Führung“ aufgab und zusätzlich zu seinem Parteiamt auch die Funktion des Vorsitzenden des Staatsrates, die bis dahin Chivu Stoica innegehabt hatte, übernahm. Damit wurde Ceaușescu 1967 Staatsoberhaupt Rumäniens und zugleich Oberbefehlshaber der rumänischen Streitkräfte. Ion Gheorghe Maurer regierte zwar offiziell als Ministerpräsident das Land, seine Kompetenzen waren aber nicht mit denen eines Regierungschefs in einem westlichen Staat zu vergleichen. Zur gleichen Zeit wurde berichtet, dass sowohl Moskau als auch Peking sich um diplomatische Beziehungen mit Rumänien bemühten. Ceaușescu verstand sich hier in der Vermittler-Rolle und erhoffte sich daraus das Zusichern territorialer Machtansprüche bezüglich des Gebietes Bessarabiens. Zudem versprach er sich durch diese Diplomatie nicht nur Beliebtheit bei seinem Volk, sondern auch internationale Popularität und Aufmerksamkeit. Dies schien mit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik 1967 aufzugehen. Da Rumänien der erste der Ostblockstaaten war, welcher Beziehungen mit dem Westen einging, demonstrierte es seine Sonderrolle im Ostblock und der internationalen Öffentlichkeit. Das Bild Rumäniens und das Image Ceaușescus begann sich aus bundesdeutscher Pressensicht zu wandeln.

### 2. Phase: Öffnung Richtung Westen

1968 wurde Rumänien oft in Verbindung mit dem Warschauer Pakt und der tschechoslowakischen Reformpolitik in der bundesdeutschen Presse-landschaft thematisiert. Ceaușescu plädiert für den Abzug ausländischer Truppen und die Auflösung von Militärstützpunkten auf fremdem Boden. Er sei der Überzeugung, dies führe zu einer Verbesserung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten; auch plädierte er für die Anerkennung der Unantastbarkeit der Grenzen aller Länder. Die Presse schrieb, dass Ceaușescu im Gegensatz zu den restlichen Warschauer-Pakt-Staaten eine andere Ansicht hinsichtlich der Prager Reformen habe. Rumänien sicherte Prag in diesem Zuge seinen Beistand und die Erweiterung des Freundschaftsvertrages zu. Trotzdem plädierte er für das Ziel, ein Klima des Vertrauens und der Freundschaft zwischen den

sozialistischen Ländern herzustellen. Nach den Ereignissen des „Prager Frühlings“ 1968 verurteilte Ceaușescu den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes offenkundig. Er empfand die militärische Niederschlagung als großen Fehler und schwere Bedrohung für den Frieden in Europa. Für diese Haltung erfuhr Ceaușescu großen Zuspruch und stärkte dadurch sein Ansehen in der internationalen Öffentlichkeit. Angesichts der prowestlichen Außenpolitik und der damit einhergehenden Missachtung der Breschnew-Doktrin blieb es auch für Pressebeobachter erstaunlich, wie es Ceaușescu gelungen war, nicht ernsthaft in Konflikt mit der Sowjetunion zu treten. Einig war man sich, dass die Gefahr einer Abkehr vom Kommunismus durch Ceaușescus Politik in Rumänien nicht bestand. Ceaușescu war ein „moskaugeschulter Stalinist“, der einen speziellen rumänischen Weg zur Stabilisierung vertrat. Da er ein großes Geltungsbedürfnis besaß, provozierte er zwar die Sowjetunion; es bestand aber kein Risiko des Bruchs mit der Schutzmacht. Zu dieser Zeit gab es so gut wie keine kritischen Stimmen. Ganz im Gegenteil, in den Jahren 1968 und 1969 machte Ceaușescu weiterhin mit Versprechungen hinsichtlich der Beschleunigung des Prozesses innenpolitischer Demokratisierung positive Schlagzeilen. Er hatte in dieser Zeit in vielen Beiträgen die Strahlkraft eines überzeugenden Modernisierers, der ehrgeizig das Industrialisierungsprogramm vorantrieb. Er wurde als vaterländische Galionsfigur bezeichnet, die aus einem Satellitenstaat einen nationalbewussten, eigenwilligen Alliierten gemacht habe. Auch die rumänische Botschaft zog anderthalb Jahre nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen eine positive Bilanz zu dem Bild, welches Rumänien in der Presse der Bundesrepublik abgab. Dabei stand vor allem das Presseimage aus den 1950er-Jahren zum Vergleich, das nachweislich schlecht gewesen war. Die frühen Rumänien-Berichte der westdeutschen Presse spiegelten neben der beschränkten Informationslage auch die politisch-ideologischen Stimmungen und Überzeugungen der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg wider. Die Artikel zur Außenpolitik, die so gut wie die Hälfte der Berichterstattung ausmachten, fielen nun nach dem Urteil der rumänischen Diplomaten relativ „objektiv“ aus. Dies bestätigte sich 1969 in der detaillierten Pressedokumentation der rumänischen Botschaft. Von der rumänischen Botschaft positiv hervorgehoben wurde, dass auf spekulative Nachrichten „objektive“ beziehungsweise vorteilhafte Meldungen folgten. Um sich Einfluss zu sichern, erachtete die Botschaft gute Beziehungen zu bundesdeutschen Zeitungen als äußerst wichtig. Es kann festgestellt werden, dass Ceaușescu im Jahr 1968 die bis dahin höchste Gunst in der Presse genoss. Die innenpolitische Liberalisierung, eine neue Außenpolitik und die partielle Anti-Haltung gegenüber der Sowjetunion hatten Ceaușescu in Rumänien und im Ausland zu einem durchaus beliebten KP- und Staatschef werden

lassen. Ein positiver Imagewandel kann an dieser Stelle konstatiert werden.



Bundespräsident Gustav Heinemann (re.) mit Nicolae Ceaușescu am 20. Mai 1971 in Kronstadt/Brașov während seines offiziellen Besuchs in Rumänien. Quelle: Fototeca online a comunismului românesc / Cota: 53/1971

lassen. Ein positiver Imagewandel kann an dieser Stelle konstatiert werden.

### 3. Phase: Innenpolitischer Kurswechsel

Nach 1969 mehrten sich im Zusammenhang mit internationalen Besuchen und innenpolitischen Parteitag in Rumänien die Hinweise auf einen innenpolitischen Kurswechsel. Die Presselandschaft nahm den zehnten RKP-Parteitag 1969 in Bukarest wahr, bei dem Ceaușescu den Eintritt Rumäniens in eine neue Entwicklungsetappe verkündete, nämlich in diejenige der vielseitig entwickelten sozialistischen Gesellschaft. Vor allem die Erweiterung deutsch-rumänischer Handelsbeziehungen und der Besuch Heinemanns in Bukarest standen zunächst im Vordergrund. Betont wurde in diesem Zusammenhang, dass Rumänien als der erfolgreichste Teil der bundesrepublikanischen Ostpolitik angesehen wird und dass das freundschaftliche Verhältnis weiterentwickelt werden sollte. Heinemanns Rumänienreise lag in der Hochzeit der Bemühungen Ceaușescus um weltweite Anerkennung. Die bundesdeutsche Presse berichtete 1970 von rumänischen Staatsbesuchen in Frankreich und den Vereinigten Staaten, wo der rumänische Staatschef die Ernte für die außenpolitische Unbefangenheit Rumäniens gegenüber dem Westen einfahren konnte. Insbesondere die USA-Reise hatte als Sensation gegolten, da erstmals ein rumänischer Staatschef dieses Land besuchte und der Besuch selbst in eine Zeit fiel, die von Spannungen zwischen Amerika und der Sowjetunion geprägt waren. Diese Visite endete mit dem rumänischen Beitritt zum General Agreement on Tariffs and Trade. Spektakulär war dies, weil es sich dabei um ein Abkommen handelte, das im Ostblock als Einrichtung des Weltkapitalismus in der Kritik stand. Das kommunistische Herrschaftssystem und Ceaușescu hatten aufgrund dessen viele Sympathisanten unter den bundesdeutschen Pressebeobachtern. Die Diplomatie Rumäniens wurde deshalb auch als geschickt charakterisiert. Kurz danach dominierte

vorrangig Ceaușescu fast dreiwöchige Asienreise die Berichterstattung. Eine vom rumänischen Staatschef geleitete Staats- und Parteidelegation besuchte China, Nordkorea und Nordvietnam. Als Ziele nannte der rumänische Staatschef die friedliche Koexistenz, die nukleare Abrüstung, die Auflösung der Militärblocke und die Wiederherstellung der Einheit im Weltkommunismus. Sicher ist man sich heute, dass Ceaușescu sich vorwiegend für die Ergebnisse der 1969 beendeten Kulturrevolution, mit der Mao Zedong, der Pekinger Führer, ein „kollektives Massenbewusstsein“ bei seinem Volk bewirkt hatte, interessiert. Die Ideologie Maos, die eine Kombination aus Marxismus, Chauvinismus und Nationalismus darstellte, das Führerprinzip und der Personenkult, der um den chinesischen Staats- und Parteichef betrieben wurde, faszinierten Ceaușescu nachhaltig. Spätestens nach Ceaușescus Rückkehr von seiner Asienreise und der Ausrufung der „Kleinen Kulturrevolution“ in Rumänien konnte kaum einem Beobachter mehr entgehen, dass der rumänische Staat begonnen hatte, sich zu einer repressiven Diktatur zu entwickeln. In den folgenden Jahren verlagerte sich der Schwerpunkt von Ceaușescus Politik. Ein Fortsetzen des liberalen Kurses war aus innenpolitischer Sicht bereits Ende der 1960er-Jahre nicht mehr zu finden. In der ersten Hälfte der 1970er-Jahre vollzogen sich in Rumänien viele Umformungen. Die „Securitate“ baute ihren Einfluss im Alltag der Bevölkerung aus. Das gesamte gesellschaftliche und öffentliche Leben richtete



Treffen zwischen Nicolae Ceaușescu (re.) und Mao Tse-dung am 3. Juni 1971 in China. Quelle: Fototeca online a comunismului românesc / Cota: 3/1971

sich immer mehr an dem Willen Ceaușescus aus. Liberale Versprechungen, die in den 1960er-Jahren zur gesellschaftlichen Öffnung geführt hatten, wurden zurückgenommen und die Reformen stagnierten. Erstaunlich ist, dass es neben westlichen Pressebeobachtern auch Wissenschaftler gab, denen es scheinbar schwerfiel, diesen Politikwechsel in seiner Gänze zu erkennen und sich von positiven Zuschreibungen zu lösen. Seine Kulturrevolution sei nicht mit der chinesischen vergleichbar. Ceaușescu gehe es nicht primär um ideologische Reinheit, sondern um ideologische Bewusstseinshebung, die mehr Hingabe an die anstehenden Modernisierungsanforderungen nach

sich ziehe. Der konstatierte Personenkult wurde mit herausragender „Popularität“ umschrieben. 1973 beherrschten dann vor allem der Besuch Ceaușescus in Bonn und Rumäniens Außenpolitik die Printmedien. Es ging erneut um Ziele und Grundsätze, die der Außenpolitik Rumäniens zu Grunde lagen und um die Betonung der Sonderrolle im Ostblock, die das Land aufgrund diplomatischer Beziehungen mit dem Westen innehatte. Während Ceaușescus Bonn-Reise einigte man sich auf ein gemeinsames Abkommen, welches auf dem Prinzip der Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten gemäß der UN-Menschenrechtskonvention basierte. Erstaunlich erscheint das gemeinsame Unterzeichnen des Abkommens, bei Kenntnis der innenpolitischen Zustände. Waren es also diplomatischen Beziehungen oder Handelsbeziehungen, die halfen, über Erscheinungen wie Personenkult und nachgewiesene ideologische Restalinisierung hinwegzusehen?

### Schlussbemerkung

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Ceaușescu und „sein“ Rumänien in den 1960er-Jahren einen außergewöhnlichen Imagegewinn in der bundesdeutschen Presse erzielten. Die Zeitspanne 1965 bis 1971 bildete den Höhepunkt der „Liberalisierung“ während des Kommunismus in Rumänien. So erweist sich das Jahr 1967 mit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Bonn und Bukarest als Eckdatum bundesdeutscher Osteuropapolitik, sodass Ceaușescu aufgrund dessen und wegen seines Umgangs mit dem „Prager Frühling“ 1968 die höchste Gunst in der Presse erlangte. Dagegen fand der innen- und wirtschaftspolitische Kurs der Rumänischen Kommunistischen Partei wenig Beachtung in der bundesdeutschen Öffentlichkeit. So wurden in den 1970-Jahren die systematischen Menschenrechtsverletzungen, die mit der ausgerufenen „Kleinen Kulturrevolution“ von 1971 in Verbindung standen, ignoriert. Kritik an Ceaușescu, der offenkundig mit den kommunistischen Führungen in Konflikt geriet, wurde in der bundesdeutschen Presse nicht ausreichend artikuliert. Erst als sich Michail Gorbatschow mit seinem Reformkurs in der UdSSR durchsetzte und Rumänien „Glasnot und Perestroika“ ablehnte, änderte sich die Meinung der Vereinigten Staaten von Amerika und später der Bundesrepublik maßgeblich. Es bleibt nicht nachvollziehbar, dass es bis Mitte 1988 dauerte, bevor die bundesrepublikanische Regierung die innere Situation im Karpatenland offenkundig missbilligte und sich deutlich gegen die Menschenrechtsverletzungen in Rumänien aussprach.

*Alexandra Gabriela Mihai studiert Geschichte, Deutsch und Politikwissenschaften im Master (M. Ed.) an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Ihre Schwerpunkte liegen im Bereich Osteuropäische Geschichte und Mehrsprachigkeit.*



## Wie deutsche Studierende im 21. Jahrhundert den „Mythos Czernowitz“ erlebten

### Auf (historischer) Spurensuche durch die Hauptstadt der Bukowina

VON JAN PRUSCHKE UND REBEKKA HESSE

Schon Otto von Habsburg, ältester Sohn von Karl I., dem letzten Kaiser von Österreich und König von Ungarn, deutete die Stadt Czernowitz/Tschernowitz (deutsch/jiddisch/hebräisch), Černivci (ukrainisch), Cernăuți (rumänisch), Czerniowce (polnisch), Černovcy (russisch) als Beispiel für Europa. Hiermit meinte er u.a. das friedliche und historisch bedingte Zusammenleben von verschiedenen Kulturen, Religionen und Sprachen, welches auch



Die Koexistenz verschiedener Epochen: Neben das jüdische Volkshaus, im prunkvollen Stil der K. u. K. Zeit, gesellt sich ein Bau des rumänischen Modernismus. Zwei ungleiche Gebäude, die das Angesicht der Stadt bis heute prägen. Foto: Rebekka Hesse

wir bei unserem Besuch von Czernowitz erleben durften. Das Programm der Sommerschule des Moldova-Instituts Leipzig ermöglichte uns, nach unserem Aufenthalt in der moldauischen Hauptstadt Chișinău in wenigen Tagen einen Überblick über die Stadtgeschichte und die Geschichten der einzelnen Ethnien zu erlangen.

Dass Czernowitz die zweite Station in unserer Sommerschule zum Thema „Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen“ war, hat nicht zuletzt mit ihrer wechselhaften Geschichte zu tun, die sich gut an der Universität verdeutlichen lässt, in dessen beeindruckenden historischen Hallen wir drei Tage lang Gäste sein durften: Als östlichste Hochschule in der K.u.K.-Monarchie war die Universität, die unter Kaiser Franz Joseph gegründet wurde, ursprünglich deutschsprachig, bevor nach dem Ersten Weltkrieg erst Rumänisch, nach 1945 dann Russisch und schließlich Ukrainisch Unterrichtssprache wurde. Spuren dieser wechselhaften Geschichte findet man überall in der Stadt. Ein wesentlicher Bestandteil unseres Aufenthalts waren die Stadttouren, organisiert und begleitet von Dr. Svitlana Skvartshuk, die uns punktuelle Einblicke dazu gaben, wie sich die Koexistenz von nationalen

Identitäten im Stadtbild äußerte. Czernowitz hat als Teil der historischen Landschaft Bukowina (Buchenland) eine wechselhafte Geschichte von verschiedenen Oberherrschaften hinter sich (bis 1775 Fürstentum Moldau, 1775-1918 Österreich, 1918-1940 Rumänien, 1940-1941 Sowjetunion, 1941-1944 Rumänien, 1944-1991 Sowjetunion, seit 1991 Ukraine).

Während wir durch die Straßen Czernowitz flanieren, begegnen wir sowohl floralen Motiven des Österreichischen Jugendstils, die sich hinter renovierungsbedürftigen Fassaden versteckten, als auch den Häusern der sogenannten „Rumänischen Moderne“ der Zwischenkriegszeit, die sich deutlich von der sowjetischen Architektur unterscheiden.

Und dazwischen finden sich vereinzelt jüdische Häuser, wie jenes, in dem seit 2008 das jüdische Museum untergebracht ist. 1908 erbaut, stammt es aus einer Zeit, in der Czernowitz noch ca. 30.000 Juden zählte, was damals 34 Prozent der Stadtbevölkerung entsprach. Die Stadt wurde nicht ohne Grund als das „Jerusalem am Pruth“ bezeichnet. Dementsprechend lassen sich in der ganzen Stadt Spuren jüdischen Lebens an den Häusern finden. Besonders beeindruckt hat uns der Gegensatz zwischen Ober- und Unterstadt, an dem die Diversifizierung des Judentums im 19. Jahrhundert besonders deutlich wird. Die Oberstadt beherbergte den wohlhabenden, deutschsprachigen Teil der jüdischen Bevölkerung, während die Unterstadt eher von ‚traditionellen Kräften‘, vergleichsweise ärmlich und jiddischsprachig geprägt war.

Auch der Besuch auf dem jüdischen Friedhof war äußerst spannend und intellektuell bereichernd, denn wir lernten viel Neues über den jüdischen Glauben. So entdeckten wir beispielsweise den maurischen Stil und erfuhren, dass dieser als Modeerscheinung des 19. Jahrhunderts oft auf den Grabsteinen der jüdischen Bevölkerung



„Rog, stergeti picioarele!“ (Bitte Füße abtreten!) - Ein rumänisches Relief im Hausflur eines Czernowitzer Wohnhauses aus der Zwischenkriegszeit. Foto: Jan Pruschke

anzutreffen ist. Die reiche jüdische Ikonographie wurde uns anhand der Grabsteine vorgestellt, auf denen wir Symbole fanden wie die segnenden Hände der Kohanim und die Levitenkanne, aus welcher Wasser gespendet wird. Nachdem wir den Spuren der jüdischen Bevölkerung über den Friedhof gefolgt waren, wurden wir zudem mit einem beeindruckenden Ausblick auf die Stadt belohnt. Wir merkten schnell, was Rosa Ausländer mit Czernowitz „als gestufte Stadt“ meinte: Czernowitz ist nämlich auf sieben Hügeln gebaut.



Was bedeutet deutsch-jüdische Identität? Beim gemütlichen Schlendern trafen wir auf dieses Schild: „Milchmeierei. Milch – Kaffee – Tee. Täglich frisches Gebäk“.  
Foto: Jan Pruschke

Während unseres Aufenthalts konnten wir die Spuren der deutsch-jüdischen Identität im Stadtbild nur teilweise nachvollziehen. Immerhin stießen wir überall in der Stadt auf Fragmente einer deutschsprachigen Vergangenheit, so z.B. als wir auf unserem Spaziergang an einem Café folgende Inschrift fanden: „Milchmeierei. Milch – Kaffee – Tee. Täglich frisches Gebäk“.

Die Spuren anderer Kulturen lassen sich aber nicht nur bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Czernowitz war bereits zuvor ein strategisch wichtiger Ort auf dem Weg zum Schwarzen Meer und wurde im 16. Jahrhundert deswegen auch von den Türken besetzt. Davon zeugt heute noch der Marktplatz in der Turets'ka Straße, in der seit langer Zeit der Türkische Brunnen, der für sein besonders gutes Wasser bekannt ist, steht - er wurde zum 600. Jubiläum der Stadt mit dem Rest des „Türkischen Platzes“ renoviert. Apropos Spurensuche nach ethnischen Minderheiten und Multikulturalität in Czernowitz – wussten Sie, dass der erste Bürgermeister von Czernowitz Armenier war?

Schließlich begaben wir uns auch auf die literarischen Spuren, immerhin gilt Czernowitz als Stadt der vier Sprachen und Literaturen. Die Frage nach dem Zusammenspiel deutscher und jüdischer Identität ließ sich auf unserer Spurensuche durch die Stadt wieder aufgreifen: Nachhaltig beeindruckt hat uns das Gespräch und die Lesung mit Prof. Dr. Petro Rychlo. In seinem Vortrag über Czernowitz als literarische und mehrsprachige Stadt stellte er uns

die hiesige deutschsprachige Literatur der vielen dort lebenden Juden vor. Hierbei wurde besonders deutlich, dass die Welt die Czernowitzer Literatur scheinbar erst rezipierte, nachdem ihre Autoren die Heimat verlassen hatten – fast alle Autoren, die wir an diesem Nachmittag kennenlernten, schrieben im Exil. Nur eine deutschsprachige Dichterin, Stephanie Nussbaum, sei in Czernowitz geblieben. So wurde auch die Literatur von Paul Celan und Rosa Ausländer erst im Exil zu einem Teil der Weltliteratur. Wie sehr uns dieser Vortrag des Literaturprofessors geprägt hatte, war wohl daran abzulesen, dass wir alle im jüdischen Museum sehr lange vor der Vitrine mit den Werken Paul Celans stehen blieben und überlegten, welches der Bücher Celans wir jetzt wohl kaufen sollten – „Niemandrose“ oder doch „Sprachgitter“?

Ganz nebenbei bemerkt, ist es übrigens jener Prof. Rychlo, der die Werke Paul Celans – ein Czernowitzer Autor – vom Deutschen ins Ukrainische übersetzt hat.

Wir hatten ebenfalls die Gelegenheit, uns das rumänischsprachige Umland von Czernowitz anzuschauen. Während in Czernowitz an Mihai Eminescu gedacht wird und die Rumänen wie die anderen in der Stadt vertretenen Ethnien ein eigenes Volkshaus besitzen, bot die dörfliche Umgebung eine ganz besondere Note. Das Dorf Voloka, welches heute vor allem für seine Brautkleidernode weltweit bekannt ist, hat knapp 3.000 Einwohner und eine mehrheitlich rumänischsprachige Bevölkerung. Im Verlauf unseres Aufenthalts konnten wir Eindrücke zum alltäglichen Leben eines rumänischen Dorfes in der Ukraine gewinnen. In der Kreisverwaltung berichtete man uns von den (sprachlichen) Herausforderungen des Dorfes im nationalen Kontext und während des anschließenden Besuchs der rumänisch-orthodoxen Kirche brachte der Pfarrer uns das orthodoxe Leben im Dorf näher. Das Besondere an



Ein ehemaliges jüdisches Geschäft in der Czernowitzer Unterstadt: „Pictor de firme Isak Eisikowicz. Fondat 1910“ (Schildermaler Isak Eisikowicz. Gegründet 1910).  
Foto: Jan Pruschke



dieser Kirche besteht darin, dass sie komplett aus Holz gebaut ist - passend zur Bukowina vermutlich aus Buchenholz.

Die Dorfbesichtigung fand ihren Abschluss in dem örtlichen Heimatmuseum. Ein lokaler Reiseführer berichtete uns von Arbeitsmethoden, Werkzeugen, Trachten und dem Leben der rumänischen Bauern in Voloka. Die Suche nach rumänischen Spuren in der Ukraine und die einzigartige Mischung, die daraus entsteht, konnten wir zum Abschluss dieses Tages bei einem tollen und leckeren Essen im AM-BAR Restaurant auch kulinarisch nachvollziehen.

Neben all diesen spannenden Eindrücken, die in diesem kurzen Bericht wohl kaum vollständig wiedergegeben werden können, ist uns vor allem auch Dr. Serhij Luka-niuk, Leiter der Internationalen Abteilung der Universität Czernowitz, in Erinnerung geblieben. Vor allem ihm ist es zu verdanken, dass sich unsere gesamte Gruppe innerhalb von drei Tagen in die Stadt Czernowitz sowie ihre vielseitige Umgebung verliebt hat und in uns allen der Wunsch nach einem Praktikum oder einem vergleichbaren Aufenthalt an der Universität aufgekommen ist. Für die tolle Organisation sowie seine offene Herzlichkeit möchten wir uns an dieser Stelle ausdrücklich bedanken.

Allerdings wäre es aber nicht richtig, einen Erfahrungsbericht über einen wunderschönen und eindrucksvollen Aufenthalt in einer westukrainischen Stadt zu schreiben, ohne auf die derzeitige Situation einzugehen, die auch uns, die wir das Glück hatten, wenige Monate vor Kriegsausbruch die Gastfreundschaft der ukrainischen Bevölkerung zu erleben, mit tiefer Trauer erfüllt. Natürlich haben wir auch während unseres Aufenthalts bereits Spuren des Konfliktes zwischen Russland und der Ukraine wahrnehmen können, die uns heute noch nachdenklicher stimmen. Auf dem Weg von der Universität in die Stadt sind wir mit verschiedenen Anzeichen des Konfliktes in Berührung gekommen.

Hinter der im Stadtzentrum gelegenen Schewtschenko-Statue befindet sich eine Fotowand von während des Konflikts um den Donbass gefallenen ukrainischen Soldaten, die sich nun vermutlich erweitern wird.

Nichtsdestotrotz möchten wir diesen Artikel mit ein paar Zeilen aus Joseph Schmidt „Ein Lied geht um die Welt“ und mit der Hoffnung enden lassen, die auch das Lied der diesjährigen ESC-Gewinner Kalush Orchestra aus der Ukraine ausdrücken wollte, als sie davon sangen, dass sie immer den Weg nach Hause finden werden, selbst wenn alle Straßen zerstört sind:



2021 wirkte der Konflikt noch fern und unrealistisch, und wie alle ahnten wir nichts von dem, was bald kommen sollte. Es macht uns betroffen und traurig, dass unser ehemaliges Reiseziel nun Kriegsgebiet ist. „30 Jahre Unabhängigkeit - Dank euch!“ – Embleme von links nach rechts: Asow-Regiment/Rechter Sektor - Bataillon Ajdar/Bataillon Donbass.

Foto: Jan Pruschke

*Ein Lied geht um die Welt  
Ein Lied, das euch gefällt  
Die Melodie erreicht die Sterne  
Jeder von uns hört sie so gerne  
Von Liebe singt es euch  
Von Treue singt es euch  
Und es wird nie verklungen  
Man wird es ewig singen  
Flieht auch die Zeit -  
Das Lied bleibt in Ewigkeit*

Joseph Schmidt

*Rebekka Hesse (geb. 1994), absolviert derzeit ihr Staats-examen für das Lehramt an Gymnasien mit den Fächern Geschichte, Französisch und Italienisch an der Universität Leipzig. Neben zwei Semestern Auslandsstudium an der Universität Lyon II beschäftigte sie sich in ihrem Studium auch mit weiteren romanischen Sprachen – unter anderem mit dem Rumänischen.*

*Jan Pruschke (geb. 1999) hat an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 2022 seinen Bachelor of Arts in den Fächern Geschichte und Philosophie absolviert. Er verbrachte zwei Auslandssemester in Hermannstadt/Sibiu (Rumänien), und beschäftigte sich im Rahmen seiner Bachelorarbeit mit der Judenpolitik Alexandru Ioan Cuza als Fürst von Rumänien (1859-1866).*

*Anmerkung: Alle Informationen in diesem Bericht entstammen unseren Mitschriften und Erinnerungen aus den Vorträgen und Führungen, die wir vor Ort hatten. Das vollständige Programm der Sommerschule ist unter <https://www.moldova-institut.org/sommerschule-21-programm> abrufbar.*



# Zum rumänischen Verfassungsgerichtshof

VON DIMITRIOS PARASHU

Die rumänische Verfassungsgerichtsbarkeit folgte in ihren Anfängen einschlägigen Entwicklungen speziell Kontinentaleuropas. Die Prüfung der Verfassungsmäßigkeit von Normen, seit jeher wohl die zentralste Kompetenz dieser Gerichtsbarkeit, ging mithin zunächst wesentlich auf höchstgerichtliche Rechtsprechung zurück. Dies bedeutete jedoch nicht, dass auch ein spezieller Gerichtshof hierfür eingerichtet wurde – wie dies etwa in Österreich ab 1920 der Fall war. Solches sollte aufgrund der politischen Entwicklungen noch einige Zeit auf sich warten lassen: Erst in der aktuellen Verfassung von 1991/2003 wurde ein rumänischer Verfassungsgerichtshof ausdrücklich vorgesehen.

Der Grund hierfür ist naturgemäß sehr eng mit der rumänischen Geschichte verbunden. Die rumänischen Verfassungen der späten Phase der Monarchie wie auch im Zeitalter des Sozialismus legten keinen besonderen Wert auf die Prüfung der Frage, ob praktisch anzuwendende Normen der Verfassung entsprachen oder nicht. Die Verfassung von 1938 etwa war insgesamt eher darauf bedacht, die Macht von König Carol II. zu festigen; ähnliches kann im Kontext des Regimes erkannt werden, das zum Jahresende 1947 die Macht ergriff und in der Folgezeit verschiedentlich Verfassungstexte veröffentlichte. Nach den Entwicklungen der Jahre 1989/1990 entschied sich der Verfassungsgeber allerdings bewusst für eine Institutionalisierung der Verfassungsgerichtsbarkeit. Der Hintergrund war und ist, die notwendige und für einen Rechtsstaat wichtige Gewaltenteilung effektiv umzusetzen – was eben die Verteidigung der aktuellen Verfassung, wo immer nötig, voraussetzt.

### Was tut der rumänische Verfassungsgerichtshof?

Diese Rolle der Verfassungsverteidigung kommt den neun Verfassungsrichtern Rumäniens zu. Die Regeln für eine Bestellung in dieses Amt sind klar vorgeschrieben: Jeweils drei Richter werden von den beiden legislativen Kammern, die übrigen drei vom Staatspräsidenten ernannt. Auf diese Art und Weise ist die Politik freilich bei der personellen Zusammensetzung dieses Gerichtshofes beteiligt, was kritisiert werden kann; dies entspricht jedoch den Üblichkeiten auch anderer Rechtsordnungen. Wer in das Amt eines Verfassungsrichters berufen wird, muss über eine hohe theoretische und berufspraktische Qualifikation hierfür verfügen. Auch legt die Verfassung selbst großen Wert darauf, die notwendige Unabhängigkeit der Verfassungsrichter zu manifestieren.

Durch die lediglich einmalige, eben nicht erneuerbare Amtszeit von neun Jahren wird zudem gewährleistet, dass Mitglieder des Verfassungsgerichtshofes nur für eine überschaubare Anzahl von Jahren agieren – was aus Gründen von *checks and balances* einleuchtet: Jeder Gedanke an eine Wiederbestellung in dieses Amt ist bereits zu Beginn ausgeschlossen.

Neben der angesprochenen Verfassungsmäßigkeitsprüfung hat der Gerichtshof spezielle Prüfungskompetenzen angesichts der Durchführung demokratischer Wahlen (auf die Wahl des Staatsoberhauptes bezogen, welches die Bürger Rumäniens direkt wählen können), ferner hinsichtlich Referenden, bürgerlichen Gesetzesinitiativen und politischen Parteien. Auch kommt es recht häufig vor, dass der Gerichtshof – eben als unabhängige Konstante – in Konfliktfragen zwischen Organen anderer Staatsgewalten vermittelt. Dies war in der jüngeren Vergangenheit bei diversen rumänischen Staatskrisen der Fall.

### Welche praktische Bedeutung hat die aktuelle rumänische Verfassungsgerichtsbarkeit?

Der Verfassungsgerichtshof kann trotz seiner vergleichsweise noch jungen Jahre bereits auf eine sehr weiträumige und eine Vielzahl von Themen des gesellschaftlichen Lebens Rumäniens betreffende Rechtsprechung verweisen. Besondere Bedeutung ist der in diesem Rahmen oftmals formulierten Pflicht guter und qualitativer Rechtsetzung für den Gesetzgeber einzuräumen.

Der Verfassungsgerichtshof ist überdies, im aktuellen Zeitalter der überaus schnellen Information, durch eine eigene Online-Präsenz gut repräsentiert und agiert mithin sehr transparent. Insgesamt gesehen ist diese Institution, wenngleich (dies ist in einem demokratischen System freilich lebensnotwendig) fallbezogen auch Kritik ausgesetzt, von erheblichem Mehrwert für den rumänischen Rechtsstaat. Dies ist zum einen auf ihre umfangreiche Rechtsprechung zurückzuführen, zum anderen auf die damit einhergehende praktische Verfestigung des Verfassungsinhaltes – was eben die Verteidigung der Verfassung gegen mögliche Verletzungen durch Organe der anderen Staatsgewalten sicherstellt.

*Dr. Dimitrios Parashu, MLE, ist Habilitand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Juristischen Fakultät der Gottfried Wilhelm Leibniz-Universität Hannover. Im Nomos-Verlag erschien 2021 seine Monografie „Der rumänische Verfassungsgerichtshof in Theorie und Praxis“.*

### Quelle und Matrix des Stils

VON HOREA BALOMIRI

Mit dem vorliegenden achten Band seiner Ausgabe der Werke Lucian Blagas (1895-1962) setzt der österreichische Philosoph Rainer Schubert seine Übersetzung dieses ebenso originellen wie vielfältigen philosophischen Oeuvres, das von einem ebenso wertvollen dichterischen Werk gedoppelt wird, fort.

Im philosophischen System Blagas eröffnet „Horizont und Stil“ die von ihm selbst so bezeichnete Trilogie der Kultur, deren letzter Teil unter dem Titel „Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur“ ebenfalls in dieser Werkausgabe vorliegt. Darin unternimmt der rumänische Philosoph weniger eine Betrachtung der ‚rumänischen Seele‘, wie es der Klappentext suggeriert, sondern die begriffliche Grundlegung seines kulturphilosophischen Systems, in dem er sich teils kritisch teils aneignend mit wesentlichen kulturtheoretischen Positionen seiner Zeit auseinandersetzt, darunter der Wiener Schule der Kunstgeschichte (Riegl, Dvořák), der Kulturmorphologie (Frobenius, Spengler), der Psychoanalyse (Freud und besonders Jung) oder der Psychologie (Klages). Zugleich bezieht sich Blaga immer wieder auch auf historische Positionen wie etwa die romantische Naturphilosophie oder einzelne Lehrstücke der kantischen Erkenntnistheorie. Damit reiht er sich in die damalige europäische Debatte um die Bestimmung der Kulturphilosophie ein, während Referenzen auf die rumänische Kultur selten bleiben. Eine Charakteristik der rumänischen Kultur bietet Blaga erst im zweiten Teil seiner Kulturtrilogie unter dem Titel „Spațiu mioritic“ (Der mioritische Raum).

Vom kosmopolitischen Geist seiner Philosophie zeugen auch die konkreten Kulturphänomene, durch die er seine Theorie des Stils erläutert. Diese reichen von der Malerei Rembrandts über das Lebensgefühl der Äthiopier bis zur indischen Plastik und Religion. Selbst dort, wo er seine Beispiele der rumänischen Volkskultur entnimmt, ordnet er diese in ihren balkanischen Kontext ein oder setzt sie in Bezug zu der Kultur der benachbarten Ungarn und Deutschen Siebenbürgens. Darin unterscheidet sich Blagas Kulturphilosophie merklich von den zahlreichen ethnozentrischen Strömungen, die unter nationalistischem bis rassistischem Vorzeichen im Rumänien der Zwischenkriegszeit um die Bestimmung des Nationalcharakters konkurrierten. Dementsprechend heftig waren ab den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts denn auch die Angriffe auf seine Philosophie.

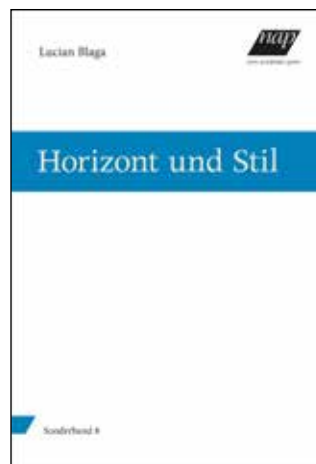
Vom Einfluss allgemeineuropäischer antipositivistischer Strömungen um 1900 zeugt auch die Hauptthese des Werkes, die Rückführung des Stils auf das Unbewusste, das Blaga metaphorisch als das andere Gebiet

umschreibt. Anders als die Psychoanalyse versteht Blaga darunter keine bloße Funktion des Bewusstseins - ein Keller zur Ablage verdrängter Inhalte -, sondern eine ebenso eigenständige wie eigenartige Ebene des menschlichen Geistes, die in jenen Phänomenen zutage tritt, für die das Bewusstsein keine Erklärung bietet, so etwa der Traum oder eben der Stil.

Nachdem er dessen Quelle verortet und seine Theorie des Unbewussten dargelegt hat, geht Blaga dazu über, dessen Tiefenstruktur zu beschreiben. Diese ‚stilistische Matrix‘ sei zunächst durch ein Raumgefühl und einen Zeithorizont geprägt, zudem aber durch einen ‚wertmäßigen Akzent‘, in dem sich eine bejahende oder verneinende Haltung zur Wirklichkeit äußert; weiters kommt darin eine ana- oder katabatische Bewegung zum Tragen, d.h. eine grundlegende Vorstellung eines fort- oder rückschreitenden Geschichtsverlaufs. Nicht zuletzt sei der Stil ein Ergebnis eines Willens zur Form, durch die der Mensch allen Dingen die ihm eigene Vorstellung aufzwingt.

Vermag Blaga in seiner Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Kunsttheorien seiner Zeit stringent und kenntnisreich seinen eigenen Standpunkt zu entwickeln, wirkt er in der Anwendung seiner Theorie eher spekulativ: Als er etwa ein bestimmtes Raumgefühl am Beispiel eines rumänischen Volkslieds darlegt, appelliert er an die unmittelbare Intuition des Hörers, ohne eine fundierte ethnologische oder musikalische Analyse des Stücks zu bieten.

Rainer Schubert gelingt es, die meisterhafte literarische Prosa Blagas in eine genaue und gut lesbare Sprache zu übertragen – kein geringes Verdienst! Schade nur, dass der deutsche Leser sich diesen Text weitgehend ohne das nötige Wissen zum philosophischen System Blagas und dessen historischen Kontext erschließen muss.



#### Lucian Blaga

*Horizont und Stil*. Aus dem Rumänischen von Rainer Schubert (Blickpunkt Rumänien, Sonderband 8), New Academic Press, Wien 2021, 152 Seiten, 19,90 Euro.

„der winkel ihres blicks ist aber so spitz / dass du nicht merkst wenn er dir den kopf abtrennt“

## Erkundungen in der rumänischen Gegenwartsliteratur

VON TOBIAS LARENZ

Bei der Edition Noack & Block, bekannt als Verlag namhafter rumäniendeutscher Autoren wie Hans Bergel und Herbert-Werner Mühlroth, ist nun eine Anthologie rumänischer Gegenwartsliteratur in der Auswahl und Übersetzung des Dichters Hellmut Seiler erschienen. Der Band kann komplementär zu dem beim gleichen Verlag erschienenen Buch „Rumänische Lyrik: Von der Romantik bis zur Gegenwart“, herausgegeben von Aurelia Merlan und Joshua Ludwig, gelesen werden und setzt die erfreulichen Bemühungen um die Vermittlung rumänischer Lyrik im deutschen Sprachraum fort, wie sie bislang insbesondere von Christian W. Schenk mit seinen Anthologien „Streiflicht: Eine Auswahl zeitgenössischer rumänischer Lyrik“ (1994) sowie zuletzt „Pieta – Eine Auswahl rumänischer Lyrik“ (2018) unternommen wurden. Zugleich stellt der Band ein Gegenstück zu der gleichfalls bei Noack & Block von Else Lüder herausgegebenen Prosaanthologie „Einladung nach Rumänien. Klassische und moderne Erzählungen“ dar.

Hellmut Seiler präsentiert Texte von insgesamt 36 Autoren in seiner eigenen Übersetzung, ergänzt durch knappe biographische Angaben. Zur literaturhistorischen Kontextualisierung wird den Gedichten ein genauer Abriss der Geschichte der rumänischen Lyrik seit dem 19. Jahrhundert vorausgeschickt, verfasst von dem Literaturkritiker Alexandru Cistelean.

Der Schwerpunkt liegt auf Autorinnen und Autoren, die in den 1950er-Jahren geboren wurden und in den 1970er und 1980er-Jahren die ersten Veröffentlichungen vorgelegt haben. Nicht vertreten ist somit die jüngere und jüngste Generation – nur der 1970 geborene Robert Șerban könnte hier angeführt werden. Zugegebenermaßen ist es müßig, auf Leerstellen in Anthologien aufmerksam zu machen. Dennoch sei darauf hingewiesen, dass wichtige Namen fehlen: Dass Marin Sorescu und Nichita Stănescu keinen Platz neben den in der Anthologie vertretenen Autorinnen Ana Blandiana und Nora Iuga einnehmen ist wohl der Tatsache geschuldet, dass erstere bereits verstorben sind. Anders verhält es sich mit bedeutenden Lyrikern wie Bogdan Ghiu und Mircea Dinescu.

Insgesamt hält die Auswahl an Autoren aber, insbesondere für deutschsprachige Leser, gewiss einige Überraschungen bereit, da Hellmut Seiler sich erfreulicherweise nicht auf die bekannten Größen wie Ana Blandiana oder Mircea Cărtărescu beschränkt, sondern eine Auswahl an Texten vorlegt, die sich thematisch und ästhetisch als vielseitig erweisen. So finden sich Arbeiten, die in ihrer Lexik und Bildsprache auf innovative Weise der Lyrik neue Räume erschließen, etwa die der Naturwissenschaften und der Computertechnik in Magda

Cârneșis „Trans-neuronalen Gedichten“: „Die kleinformatige Trächtigkeit ist vorbei / es ist Zeit für den supramentalen Einbruch / Ich werde meine imaginalen Rhizome vervielfältigen / in der grauen Materie unseres kleinen Planetensystems / durch die expandierte Schale des intergalaktischen Servers“.

Bei der Lektüre der Gedichte Nora Iugas findet sich der Leser in eine Welt surrealistischer Traumbilder versetzt: „es ist wohl jemand gestorben. es regnet taubenköpfe. / sie verstopfen die kanäle. haltet die zeit an.“. Einer minimalistischen Ästhetik folgt Virgil Mihaiu in „Herbstliches Äquinoktium“: „Gestern / Habe ich geglaubt dass / Heute / Morgen / Ist.“ Einige Gedichte stellen die Reflektion über Sprache und Text in den Mittelpunkt, so etwa häufig bei Simona Popescu und Matei Vișniec, andere befassen sich mit existenziellen Themen wie dem Tod.

In Anbetracht der Vielfalt der vertretenen Stimmen ist es wohl fast unmöglich, bei der Übersetzung für jeden Autor den richtigen Ton zu treffen; einige Verse aus Ana Blandianas „Sanduhr“ veranschaulichen jedoch, dass Seiler ein Übersetzer ist, der auch subtilere Details wahrzunehmen und wiederzugeben vermag: Horst Samson übersetzt die Stelle („Mă uit la clepsidra / În care nisipul / A rămas suspendat, / Refuzând să mai curgă.“) wie folgt: „Ich schaue auf die Sanduhr / in welcher der Sand / hängen blieb, sich weigernd, weiter zu sickern.“ Demgegenüber Seiler: „Ich blicke zur Sanduhr / in welcher der Sand / hängengeblieben ist / und sich weigert weiter zu rinnen.“

Da Lyrik, zumal rumänische, medial oft vernachlässigt wird, bleiben viele begabte Dichter selbst dem interessierten Leser unbekannt; Seiler schafft dem mit seiner Anthologie Abhilfe und regt zu weiteren Erkundungen an.



**Hellmut Seiler (Hg.)**  
*Schwebebrücken aus Papier. Anthologie rumänischer Lyrik der Gegenwart. Aus dem Rumänischen übersetzt und herausgegeben von Hellmut Seiler. Edition Noack & Block, Berlin 2021, 378 Seiten, 36,00 Euro.*



**„Die Worte der Vergangenheit muss man unzählige Male wiederlesen, wenn man ihren Sinn ergründen will.“**

## **Ioana Pârvulescu neuer Roman auf Deutsch**

VON GUNDEL GROSSE

Ioana Pârvulescu liebt die Vergangenheit. Sie hat bereits zwei wunderbare Romane geschrieben, deren Handlung im 19. Jahrhundert in Bukarest angesiedelt ist, die jedoch nicht in deutscher Übersetzung vorliegen. Es handelt sich um die Romane „Viața începe vineri“ (2000, Das Leben beginnt am Freitag) und „Luni începe viitorul“ (2012, Am Montag beginnt die Zukunft). Ioana Pârvulescu ist gebürtige Kronstädterin und Professorin für neue Literatur an der Bukarester Universität.

Das vorliegende Buch ist Pârvulescus dritter Roman. Er verlässt gänzlich das Muster der beiden ersten Romane. In Rumänien erschien er 2016 unter dem Titel „Inocenții“ (Die Unschuldigen) im Humanitas Verlag. Auf dem Coverbild der rumänischen Ausgabe ist der Titel wie aus Bausteinen gelegt und verweist damit auf ein kindliches Universum. Motto des Romans ist ein Satz aus den „Brüdern Karamasov“ über den Schatz, den die Erinnerungen für das Leben des Menschen darstellen.

Die deutsche Ausgabe erhielt den wenig romanhaften Titel „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen“. Das Foto des Coverbilds blickt auf verwitterte Dächer, wie sie noch in siebenbürgischen Städten vorzufinden sind. Somit referieren das Foto und der Titel viel deutlicher auf einen multiethnischen Raum als das rumänische Original. Der Titel ist dem Roman entnommen, in dem es heißt: „Ein Freund unserer Familie wurde nicht müde zu behaupten, dass in Kronstadt selbst die Hunde in drei Sprachen bellen.“ (S. 36)

Die Ich-Erzählerin Ana berichtet aus ihrer Kindheit, die sie gemeinsam mit ihrem Bruder Matei, ihrer Cousine Dina, dem Cousin Doru, den Eltern der Kinder und den Großeltern mütterlicherseits sowie der Großtante Magda und deren Mann Ionel in einem Haus in Kronstadt verbracht hat.

Der Roman beginnt mit einer *Warnung*: Erzählt würde im Folgenden von einer anderen Welt, in der es noch das Ebonit-Telefon, kein Internet und kein Handy gab. Dem Leser wird dennoch eine verständliche Lektüre versprochen. Da gegenwärtig aber die Menschen, die noch das nicht-digitale Zeitalter kennen, zahlenmäßig sicher mehr sind, als die Menschen der digitalen Epoche, mutet diese Warnung in gewisser Weise etwas betulich an.

In 17 Kapiteln erzählt nun die Ich-Erzählerin aus der Perspektive des Kindes in warmherzigem, liebevollem Ton Episoden aus dem Leben des Hauses bzw. seiner Bewohner, wobei die Chronologie angenehm unklar bleibt. Dabei erzählt sie nicht nur von sich, sondern auch von den Geschichten der Verwandten und verschiedenen Bekannten. Sehr schön sind z.B. die Ausführungen des

Onkels Gyuri über die Kinder, die Liebe und die Bedeutung der Vertreibung aus dem Paradies (S. 317-321).

Im letzten, dem 18. Kapitel mit dem Titel „Unser Haus. So sei behütet.“ berichtet die Erzählerin sowohl von ihrer lebenslangen Beziehung zu dem Haus als auch darüber, was aus den Bewohnern des Hauses geworden ist. Als sie über ihre Beziehung zu einer Gastwirtschaft reflektiert, ergänzt sie in Klammern: „such sie nicht auf der Karte, ich habe ihren Namen geändert, um sie geheim zu halten“ (S. 357.)

Hier wird ein Moment deutlich, das sich durch das gesamte Buch zieht: es handelt sich eher um eine Art Erinnerungsbuch als um einen Roman. Durch seine Realitätsnähe setzt sich dieser Roman deutlich von seinen beiden Vorgängern ab und enttäuscht zunächst etwas die Erwartung an einen Text mit der Gattungsbezeichnung *Roman*.

Was die Übersetzung betrifft, so wurde der Text von Georg Aeschts natürlich exzellent ins Deutsche übertragen. Allerdings fallen die familiär-emotionalen Bezeichnungen hier auf: „Liebchen“, „Lämmchen“, „Gevatter“ und „Buben“ sind Bezeichnungen, die im gegenwärtigen Deutsch eher keine Anwendung mehr finden und über die man durchaus bei der Lektüre stolpern kann.

Jenseits dieser sprachlichen Kleinigkeiten aber bleibt der Eindruck einer Lektüre, die einen Raum wiedererstehen lässt, der einer in mehrfacher Weise versunkenen oder versinkenden Welt angehört. Und so formuliert die Ich-Erzählerin auch am Schluss:

„Die Vergangenheit ist mit sympathischer Tinte geschrieben. Man braucht Wärme, um die Buchstaben zum Vorschein zu bringen, nachdem sie lange Zeit verborgen waren, als hätte es sie gar nicht gegeben.“ (S. 361)



**Ioana Pârvulescu**  
**Wo die Hunde in drei Sprachen bellen.** Roman. Übersetzt aus dem Rumänischen von Georg Aeschts. Zsolnay Verlag, Wien 2021, 360 Seiten, 25,00 Euro.

## „Schattenspiele toter Mädchen“

VON MARKUS FISCHER

Vor kurzem erschien im Ludwigsburger Pop-Verlag aus der Feder des heute 88-jährigen evangelischen Pfarrers und Schriftstellers Eginald Schlattner, der in Rothberg/Roșia unweit von Hermannstadt/Sibiu wohnt, ein neuer autobiographischer Roman, dessen Titel sich an den zweiten Teil des Proustschen Opus „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ anlehnt: an den Band „Im Schatten junger Mädchenblüte“. Wie bei Marcel Proust, so geht es auch in Schlattners Prosawerk „Schattenspiele toter Mädchen“ um die Evokation von Liebeserfahrungen, um das Erwachen des Verlangens und die Verwirrung der Gefühle.

Nicht im mondänen Badeort Balbec an der Küste der Normandie, sondern in den siebenbürgischen Städten Kronstadt/Brașov, Zeiden/Codlea, Fogarasch/Făgăraș, Freck/Avrig, Heltau/Cisnădie, Hermannstadt und Klausenburg/Cluj sowie in Bukarest vollziehen sich Eginald Schlattners Begegnungen mit einer Reihe von Mädchen und Frauen, an die ihn Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, Phantasien binden. Sexualität ist in diesem Roman kein Thema, vielmehr haben wir es hier mit einer „Idealisierung der Frauen“ (S. 228) zu tun, einer Haltung, die der Psychoanalytiker Dr. Nan dem Autor bereits als Zwanzigjährigem attestierte.

Aus der Ferne sprechen die „toten Mädchen“ (S. 285) zum Erzähler, aus der Distanz der Jahre, aus der Entzücktheit der Zeiten, aus dem Abgrund der Melancholie. „Während ich schreibe und tüftele, verspüre ich eine konfuse Trauer der Sinne. Dass sie vor einem hingehen, verflossene Lieben: die putzigen Mädchen einer Kindergartenliebe, verwahrt als Puppenspiele; die Gefährtinnen der Klasse, beäugt mit scheuer Schülersehnsucht; höhere Töchter, verschreckt angehimmelt; und Studentinnen, verstrickt in fatale Liebschaften. Und es gehen hin Frauen aus der Lebenszeit des verheirateten Mannes, in verschwiegener Liebe zugetan.“ (S. 269)

Doch nicht nur die Gegenwart der Liebe zu diesen verschiedenen Frauengestalten, deren „Namen zu erdichteten Figuren werden“ (S. 285), kommt in diesem Roman zur Sprache, sondern auch deren Nachgeschichte: das Verblühen der Gefühle, die Trennungen wie auch die Wiederbegegnungen nach Jahren oder Jahrzehnten, welche oft genug seltsam anmuten, nicht zuletzt der Tod, angesichts dessen die Geliebten als „nur vorletzte Geschöpfe der Schattenspiele“ (S. 42) erscheinen.

Auch Politisches dringt in den Diskurs der Liebenden ein. Marianne Siegmund etwa, die „heißgeliebte Studentinbraut in Klausenburg“ (S. 200), hält dem Erzähler sein Verhalten im Kronstädter Schriftstellerprozess vor: „Es

muss für dich schrecklich sein, dass du ein Spitzel der Securitate bist!“ (S. 210) Die Jüdin Judith Gisela Glückselich hingegen, Eginalds „Kindergespielin“ (S. 230), exkulpiert den Fogarascher Jugendfreund: „Wir wissen, dass du keineswegs der Kronzeuge im Schriftstellerprozess warst, als den deine ‚Volksgenossen‘ dich verteuflern.“ (S. 253)

Die Welt der Literatur spielt in Schlattners jüngstem Opus eine große Rolle, angefangen mit Gittli, einer Mädchen-gestalt aus Ludwig Ganghofers Roman „Der Klosterjäger“, die im Erzähler „jenes frühe Gefühl an der Schwelle der Jugendzeit zwischen Innigkeit und Verzweiflung“ (S. 66) auslöst, über Goethe, Schiller, Rilke, Thomas Mann, Ingeborg Bachmann, Wolf von Aichelburg und Frieder Schuller bis hin zu zahlreichen seiner eigenen Werke, aus denen der Romancier nicht selten ausgiebig zitiert. „Erzählt wird manches, was schon früher festgeschrieben ist. Dieselben Namen spazieren durch die verschiedenen Bücher.“ (S. 116) Den Grund hierfür macht er namhaft in der „Omnipräsenz meiner Biografie in allem, was ich schreibe. Die Biografie, die sich bei aller Modellierbarkeit des Textes an Fixpunkte halten muss. Doch jedesmal neu ist der Kontext.“ (ebd.) Und im vorliegenden Roman ist der Kontext eben die Liebe zu den nun toten Mädchen.

Zusammengehalten wird diese Porträtgalerie verflossener Lieben durch eine Rahmenerzählung, die das Romangeschehen wie ein roter Faden durchwirkt: die Schilderung einer Fahrradtour von Rohrbach/Rotbav nach Klein-Schenk/Cincșor, die der zehnjährige Eginald mit seinem kleinen Bruder Uwe unternahm. In 23 Einzelepisoden werden die Erlebnisse während dieser Radfahrt beschrieben, die den Erzähler zur ersten Geliebten dieses Buches führt, zu Agathe Engelleiter, an die ihn eine „lebenslange Zuneigung ohne Worte“ (S. 48) bindet.



**Eginald Schlattner**  
*Schattenspiele toter Mädchen.*  
Roman. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 401 Seiten, 29,00 Euro.

### „Schlacke vergeblicher Flügelschläge“

VON MARKUS BAUER

Die vor 50 Jahren in Temeswar/Timișoara gegründete Autorenvereinigung „Aktionsgruppe Banat“ gewann einen ihrer Impulse für ein an der Realität orientiertes kritisches Schreiben durch die Auseinandersetzung mit der Elterngeneration und der traditionellen Umgebung der Banater Schwaben. Parallel zu den revoltierenden Studierenden in Westdeutschland, den USA und Europa stellten die jungen Autoren Fragen nach der Teilnahme der Väter am Krieg Hitler-Deutschlands, nach der Verantwortung der Eltern, nach den Konsequenzen. Seltener geriet eine Folge dieses Krieges in die Diskussion: die traumatischen Deportationen in die Sowjetunion (meist den ukrainischen Donbass) und die rumänische Donau-Steppe Bărăgan.

Johann Lippert war einer der Aktionsgruppler, der mutig das Tabu-Thema bereits in der Ceaușescu-Zeit ansprach. Nun haben seine beiden Mitstreiter von damals, Albert Bohn und Anton Sterbling, einen Sammelband zusammengestellt, in dem Mitglieder und Freunde der Aktionsgruppe „literarische Blickwinkel“ auf das Geschehen eröffnen, das in den Familien über Generationen seine Spuren hinterließ. Während bedingt durch die Jahrestage mehrfach an die Deportationen erinnert und auch zahlreiche autobiografische Berichte publiziert wurden, so ist die vorliegende dezidiert literarisch orientierte Zusammenstellung als besonderer Zugang zu begrüßen.

Lippert selbst ist mit Auszügen aus seinem großen „Dorfroman“ vertreten, den er seinem Banater Heimatdorf Wiseschdia/Vizejdia gewidmet hat und der akribisch die Lebensformen der Deutschen nachzeichnet – ein Unternehmen, für das er vielleicht als Beobachter eher prädestiniert war als andere, da er in Österreich geboren wurde und dort seine Kindheit verbrachte und so möglicherweise genügend Abstand für die Wahrnehmung der dörflichen Besonderheiten im Banat besaß. Dass er Banater Schwabe ist, hat mit dem Krieg und den Deportationen zu tun, denn seine Eltern lernten sich nach der Deportation 1945 und abenteuerlichen Wegen (u.a. über die Sowjetische Besatzungszone) schließlich in Wels/Oberösterreich kennen. Und votierten, als dies möglich wurde, für die Rückkehr ins Banat.

Es sind solche Geschichten, die fiktional oder als Tatsachenbericht Thema mehrerer Autoren sind. So etwa, wenn Helmut Frauendorfer in einem unveröffentlichten Romankapitel seiner Heldin als Kind in den Bărăgan und bis in das neue Jahrtausend folgt, oder Anton Sterbling mit der Geschichte von zwei befreundeten Kaufleuten – einer serbisch, einer deutsch – in Temeswar die

Geschichte der Banater Multikulturalität überzeugend schildert. In die Literaturgeschichte eingegangen ist bereits Richard Wagners Roman „Habseligkeiten“, aus dem das entsprechende Kapitel über die Deportation in die Sowjetunion ausführlich abgedruckt ist. Herausragend die Darstellung von Horst Samson, der während der Deportation im Bărăgan geboren wurde, und sich auf eindringliche literarische Bilder von Panait Istrati und Rilke bezieht. Anschaulich wird auf diese Weise die Gegenwartigkeit der Vergangenheit evoziert. Ebenso brechen Balthasar Waitz in Prosa und Gedicht und Hellmut Seiler über den Verlust des Tagebuchs seiner Mutter literarisch die Wirkungen der Deportation auf die Gemeinschaften und die Einzelnen auf.

Die Beispiele aus der Lyrik setzen ganz eigene Zugänge. Der seinen Autoren verbundene Verleger Traian Pop Traian ruft in seinem Gedicht eine Schweineschlachtung auf, an deren Umständen sich das System der Überwachung im Kommunismus zu erkennen gibt. Die ein Jahrzehnt vor den jungen Autoren der Aktionsgruppe geborene Ilse Hehn ruft das „Überwintern“ der „Nomaden“ auf, die gebrochene Erinnerung in den Wörtern. Ihre Collagen illustrieren zudem den Band. Einer der herausragenden Lyriker der Aktionsgruppe war der unter ungeklärten Umständen nach seiner Ausreise in Frankfurt am Main gestorbene Rolf Bossert. Seine Gedichte erinnern an die zerstörerischen Seiten des von der Vätergeneration oft verherrlichten Krieges. Den Bărăgan thematisiert sein Gedicht „Neuntöter“: „(...) An der Donau / singen die Dornen, / die Zunge schlägt, / schlägt sie, / über den Strom. Wohin schwimmen / die Lippen, und / wer spürt / mit dem Zahn / noch die Feder, / die kleine Feder / des Neuntöters?“



**Albert Bohn, Anton Sterbling (Hg.)**

*Deportationen. Literarische Blickwinkel.* Pop-Verlag Ludwigsburg 2021, 275 Seiten, 21,00 Euro.



## Schlaglichter auf Geschichte und Gegenwart

VON MARIA ROXIN

„Nichts Außergewöhnliches, / alltäglich könnte man sagen, / daß jemand nicht aufwuchs, / wo er geboren wurde, / lebt, wo er nicht aufwuchs, / daß sich jemand jedoch seit Jahrzehnten / abplagt, darüber zu schreiben, / dürfte alltäglich nicht sein.“

In diesen Versen, die dem Gedicht „Verschlüsselte Biographie“ entstammen, entwirft der Lyriker und Prosaautor Johann Lippert ein Selbstporträt, in dem er das Schreiben als zentrale Kategorie seines Lebens auffasst. Im Frühjahr 2021, zwei Monate nach seinem 70. Geburtstag, veröffentlichte Lippert sein Buch „Beziehungsweise(n). Gedichte & Geschichten“ im Ludwigsburger Pop-Verlag. Einmal mehr erweist sich der Banater Autor als feiner Beobachter menschlicher Zustände und als geschickter Erzähler. Sein neuer Band umfasst über fünfzig Gedichte und neun Geschichten.

Die Gedichte sind in zwei Zyklen mit den Titeln „Lichtblicke, Schattenblicke“ und „U. a. eine Frage der Vergangenheitsbewältigung“ angeordnet. Im ersten Zyklus werden Reflexionen über alltägliche Freuden, existentielle Ängste, Altern, Hoffnungsverlust, Zweifel und Zuversicht zu einem poetischen Mosaik zusammengefügt. Die Problematik der uneingeschränkten alles beherrschenden Macht der Zeit gehört auch zum breiten thematischen Spektrum dieses Gedichtzyklus. Die Zeit ist allgegenwärtig, „[e]ntzieht sich / dem Sehen, dem Hören, dem Riechen / bei Tag wie bei Nacht, / (...) / ist zu keinem Kompromiß bereit (...)“ (S. 23), denn „Zeit hat ihre Zeit, ihre Ewigkeit“ (S. 34).

Lippert erkundet die seinen Zeitbegriff ergänzenden Wege der Erinnerung und des Vergessens, besonders gelungen im Gedicht „Selbstversuch“, das von der Schmerzlichkeit der Erinnerung geprägt ist.

Im zweiten Gedichtzyklus nimmt das Thema der Vergangenheitsbewältigung eine zentrale Stellung ein. Erinnerungen an die Kindheit und das Banater Dorf Wiseschdia/Vizejdia werden wachgerufen. Auch seiner Urgroßmutter setzt Lippert ein literarisches Denkmal. Mit einem großartigen Sinn für Beobachtung und einer noch stärkeren Aufmerksamkeit für das Detail zeichnet der Dichter ein liebevolles und einfühlsames Porträt. In den Gedichten „Rückblick, Temeswar 80er Jahre“ und „Narrator, Heimweh abatmend“ werden hingegen bedrückende Erinnerungen an das Leben im Kommunismus und die schmerzhaft Erfahrung der Auswanderung thematisiert.

Auch im dritten Teil des Bandes bleibt der Autor dem kleinen banatschwäbischen Dorf seiner Kindheit treu. Die erste und zugleich umfangreichste Erzählung, „Die Geschichte von Anna und Jakob“, beginnt mit einer zeitlichen und räumlichen Festlegung: „In der Nacht zum 24. Februar 1926 war über dem Banat, der südwestlichen

Provinz des Königreichs Rumänien, der Winter noch einmal eingebrochen. In B., einem Dorf achtundzwanzig Kilometer von der Bezirkstadt T. gelegen, ungefähr 3800 Einwohner, überwiegend Deutsche, kämpfte sich in der morgendlichen Dunkelheit der fünfundzwanzigjährige Friseur durch den Schneesturm, um die Hebamme zu holen.“ (S. 69)

Schon am Anfang taucht eine Vorausdeutung auf ein künftiges Unheil auf. Der Sturm, der über das Dorf hereingebrochen ist, kündigt die kommenden geschichtlichen Ereignisse an. Anna und Jakob, die titelgebenden Figuren, werden von den Turbulenzen des Zweiten Weltkriegs erfasst und gelangen trotz aller Hindernisse nach Österreich. Nach der Deportation zur Zwangsarbeit gerät Anna in ein Lager für Kriegs- und Zivilgefangene bei Frankfurt (Oder) und kurz danach wird sie einem Bauernhof zur Arbeit zugewiesen. Anna flieht nach Österreich, wo sie Jakob, ihren zukünftigen Ehemann, treffen wird. Präzise und atmosphärisch dicht erzählt Lippert die Familiengeschichten seiner Eltern, die sich in Österreich kennenlernten und 1956 nach Wiseschdia, dem Heimatdorf seines Vaters, zurückkehrten.

Es folgen acht kurze Erzählungen. Als zentrales verbindendes Element erweist sich, wie schon häufig in Lipperts Werk, das Banater Dorf Wiseschdia. Nochmals gelingt es dem Autor ein Kontinuum zwischen dem erinnerten und dem sich erinnernden Ich herzustellen. Erzählt wird vom Elternhaus, von Hunden und Katzen, der Kuh Florica, einem kostbaren Besitz Ende der 1950er-Jahre, vom Dorfteich, einer Silberpappel, von längst verschwundenen Alltagsdingen, sowie vom Freikauf der Banater Schwaben und dem damit verbundenen Kopfgeldhandel.

In Lipperts Erzählungen werden Familien- und Zeitgeschichte kunstvoll vereint. Auf diese Weise gewährt der Autor seinen Lesern Einblick in die bewegte Geschichte der Banater Schwaben und schenkt ihnen zugleich ein Stück Banater Welt.



**Johann Lippert**  
*Beziehungsweise(n). Gedichte & Geschichten.* Pop-Verlag, Ludwigsburg 2021, 185 Seiten, 18,50 Euro.

# Das letzte, vielleicht auch nur vorletzte Buch von Dieter Schlesak

VON MATTHIAS BAUER

Wer wie Rousseau in seinen „Confessions“ (1782) vom „hypothetischen Standpunkt des eignen Todes aus“ (S. 130) auf die erlebte Geschichte zurückblickt, hat keinen Grund mehr, die Traumata zu beschweigen oder zu beschönigen, die ihm zugefügt wurden – und die er selbst anderen zugefügt hat. Und doch gilt, was ein Bibliothekar dem Ich-Erzähler von Dieter Schlesaks letztem Buch, der sich auf Rousseau beruft, zu bedenken gibt: „Im Prozess, den du dir machst, erlebst du alles neu und wieder, veränderst du auch, was war.“ (S. 189-190)

Zu bekennen hat der Ich-Erzähler die Schuld seiner Generation, die in ideologischen Irrtümern und politischen Versäumnissen gründet. Schuldbeladen ist aber das Verhältnis zu seinem Sohn und dessen Mutter. Außerdem tritt ihm aufgrund seiner inneren Zerrissenheit mit Michael Terplan ein Doppelgänger entgegen. Nicht als Überlebender, sondern als „Überlebter“ (S. 72) führt er „Totengespräche“, um die Verdrängung aufzuheben, die seine Mutter zeitlebens betrieben hat: Im Umgang mit jenem monströsen Nachbarn aus Schäßburg/Sighișoara, mit dem sich Schlesak in „Capesius. Der Auschwitzapotheker“ (2006) beschäftigt hat; im Umgang mit dem, was sie verharmlosend den „allgemeinen Zustand“ nannte, der aber eine spezifische Bedingung des Unheils war, das Capesius und seinesgleichen über ganz Europa gebracht haben; und im Nicht-Abschied-Nehmen-Können von der Heimat.

Es ist denn auch die Mutter, die ihren Sohn verpflichtet, nach den alten Häusern und Gräbern in Schäßburg zu sehen. Dort findet er sich in einer „Geisterstadt“ (S. 208) wieder. Sein Bild von Scheszbrieh ist mit Sehnsucht und Alpträumen vermischt. Im Haus seiner Kindheit war unter Ceaușescu ein Gefängnis der Securitate mit Folterkammer eingerichtet worden. Wie es davor war, steht dem Erzähler nur vor Augen, wenn er sie schließt und den Stundturm schlagen hört. Was danach aus dem realen Schäßburg geworden ist, in das er immer wieder schreibend flieht, fällt unter das Verdikt „Dracula-Rummel“ (375). Woran sich Terplan alias Schlesak abarbeitet ist, dass „unsere heftige Sehnsucht nach jener Umgebung zu Hause Unwissen mit einschließt, als wären diese Gefühle nicht durchtränkt von Falschem“ (S. 80).

Das Narbenwahre liegt mithin in der Anerkennung, dass es weder eine Rückkehr noch ein Tilgen der Spuren, weder eine Kunst der Verdrängung noch ein Leben ohne Verstrickung gibt. Vielmehr überlagern sich private und politische Traumata. Da ist „die alte Narbe. Der Sohn, Maria, die rumänische Ehefrau“ (S. 98), aber auch die frische Verletzung über die Trennung von Jann, der

jüngsten Gefährtin, und da ist zudem die schmerzhafteste Erinnerung an Martha, die vor Jahren an Krebs gestorbene Geliebte: Diese Erfahrungen sind mit den Erinnerungen an die Repression vor 1990, den Betrug der Revolution und der Erkenntnis verwoben, dass aus dem Unheimlichen, vormals ein Produkt der Imagination, im 20. Jahrhundert „eine historische Kategorie“ (S. 143) geworden ist, der man allein mit Fantasie, Konfabulation und Fiktion nicht mehr beikommt.

Wer angesichts der Verrücktheiten von Hitler, Antonescu und Ceaușescu, die Siebenbürgen in „Transyl-WAHNien“ – so der Titel eines weiteren, 2014 erstmals veröffentlichten Schlesak-Buches – pervertiert haben, nicht irre werden will, muss sich, wie der Ich-Erzähler in eine psychiatrische Klinik begeben und den Tod als „die größere Hoffnung“ (S. 167) akzeptieren. Schlesak, der nach 1990 verdächtigt wurde, ausgerechnet unter dem Decknamen „Ehrlich“ für die Securitate gearbeitet zu haben, und seinerseits andere Schriftsteller der Komplizenschaft mit dem Regime bezichtigte, hat unter dem Titel „Die Hölle des Verrats“ ein Dossier über seine Erfahrungen mit dem rumänischen Geheimdienst verfasst, aber bis zu seinem Tode nicht veröffentlicht. Es könnte postum sein allerletztes Buch werden.

„Das Narbenwahre oder die Kunst der Rückkehr“ hingegen ist weder Schlüsselroman noch Apologie. Vielmehr hat Schlesak, der den einen wegen seiner Bücher über die Verstrickung der Siebenbürger Sachsen in den Holocaust als „Nestbeschmutzer“ galt – ein Onkel und ein Vetter von ihm versahen in Neuengamme und Dachau Dienst – und von anderen für seine schonungslose Aufarbeitung dieser Zusammenhänge überschwängliches Lob erhielt, ein polyphones, oft berührendes, zuweilen peinigendes Bewusstseinsprotokoll hinterlassen.



**Dieter Schlesak**  
*Das Narbenwahre und die Kunst der Rückkehr. Roman.*  
Pop-Verlag, Ludwigsburg 2021,  
503 Seiten, 29,00 Euro.

## Neuer Gedichtband von Franz Hodjak

### „Was nie wieder kommt“

VON WOLFGANG SCHLOTT

Es ist eine beeindruckende Menge an Publikationen, die der aus dem siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu stammende Dichter und Prosaist Franz Hodjak, Jahrgang 1944, vorweisen kann. Ebenso auffällig ist, dass die meisten dieser Veröffentlichungen in dem Zeitraum nach 1992 erfolgten, seiner Übersiedlung nach Deutschland in das hessische Usingen, wo er seitdem seinen Wohnsitz hat. Nicht minder verwundert, das der mit sieben Prosa- und Lyrikpublikationen im Suhrkamp-Verlag seit 1990 einen angesehenen Platz in der deutschsprachigen Literatur aufweisende Autor seit Mitte der 1990er-Jahre eine Reihe von renommierten Literaturpreisen und Förderstipendien erhielt, jedoch seit 2005, mit Ausnahme des Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturpreises, ein wenig in Vergessenheit geraten ist. Ungeachtet der hohen Wertschätzung, die sowohl seine Lyrik als auch seine Prosaerwerke, Aphorismen eingeschlossen, stets gefunden haben, unbenommen seiner stilistischen Vielfalt, seiner variantenreichen Darstellungsmittel, in denen Parabolik ebenso wie Grotesken ein verwirrendes Spiel treiben.

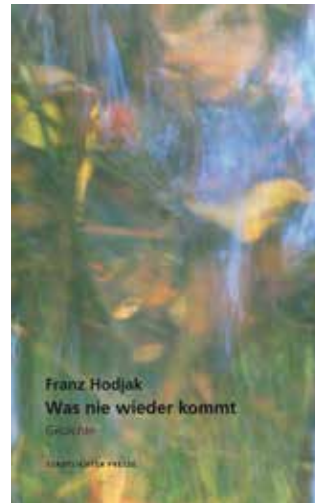
Der Gedichtband „Was nie wieder kommt“, herausgegeben in der Stadtlichter Presse in Wenzendorf, achtzig Seiten im Paperback umfassend, zeichnet sich – ungeachtet seiner transparenten Gestaltungsmittel – durch eine Vielzahl von verdeckten und offenkundigen Lebensweisheiten aus, die aus der Perspektive eines fortgeschrittenen Alters gewonnen worden sind. Bereits das einleitende Gedicht „Bei Tee mit Rum“ spielt mit den vergeblichen Erfahrungen, die ein pseudokollektives „wir“ in einem Leben sammelt, das vorüberhuscht und „nie wieder kommt.“ Das Zitat aus dem Titelgedicht verweist auf eine immer wiederkehrende Erkenntnis, dass das, was man auf die lange Bank schiebt, am Ende nur das große Nichts ist. Doch die Vermutung, dass das variantenreiche Ich sich in nihilistische Abgründe begibt, ist ebenso irrig wie die vergebliche Erkenntnis, dem näher zu kommen, „was man zu sein glaubt.“

Beinahe jedes der abgedruckten Gedichte führt seine rätselnden Leser auf diese Weise in eine „einleuchtende“ Situation, aus der keine übergreifenden Erkenntnisse

zu gewinnen sind. Oder doch? Vielleicht aus dem sechzehnzeiligen Gedicht „Celan lesen“, gewidmet einem gewissen Helmut Braun? Novalis, Friedrich Hölderlin, Else Lasker-Schüler, George Bacovia, Rose Ausländer und – die Einsicht „Und wer Celan nicht kennt, / hat alle anderen / vergeblich gelesen.“

Oder vielleicht hilft nur ein einfacher Perspektivenwechsel, wie in „Goldfische“, die Sinnbild für die vorbeirauschende Welt sind? Überhaupt, die meisten der kaum eine Druckseite füllenden Gedichte provozieren zum wiederholten Lesen, wie das wortreichste Poem „Cocktails mit Benzin“ (S. 65), in dem die Bäume riechen, „als hätten sie Cocktails mit Benzin getrunken.“ Oder „Giftanschläge ... wieder in (sind)“ und „Hacker Gift in die Computer schicken“. Auf jeden Fall sind sie auch für Abende der provokanten Poesie oder Lesungen in lauschigen Gärten bestens geeignet, unter einem Himmel, der „ein unwiderstehlicher / Magnet ist, aber nur, wenn / er blau ist.“

Viel Spaß also beim versteckten Lachen und bei verirrenden Interpretationen, beim Lesen und Zuhören der 77 provokanten Gedichte eines Dichters, der seine umgestülpte Welt zum vergeblichen Nachdenken über deren Sinn benutzt.



**Franz Hodjak**

*Was nie wieder kommt. Gedichte. Stadtlichter Presse, Wenzendorf 2022. 83 Seiten, 14,00 Euro.*



### „Schartige Lieder“, Gedichte eines Unbeheimateten

VON EVA FILIP

Gedichte von Werner Söllner zu lesen bedeutet, in eine magische Sprachwelt einzutauchen und gleichzeitig mit einer grausamen Realität konfrontiert zu werden. Söllner wird von der Kritik als einer der bedeutendsten deutschen Lyriker wahrgenommen, sein Werk gilt als wegweisend für Generationen junger Dichter.

Der Gedichtband „Schartige Lieder“ erschien 2021 als Hommage an den 1951 in Neupanat/Horia bei Arad (Rumänien) geborenen und 2019 in Frankfurt am Main verstorbenen Lyriker. Eva Demski, die das Vorwort geschrieben hat, sieht die Gedichte von Söllner wie Briefe, von denen sie sagt: „Man kann nicht mit ihnen rechnen. Auch nicht damit, dass man sie vollkommen versteht.“ Wie der Autor seine Dichtung versteht, schreibt er in einem Gedicht, das er an einen befreundeten Dichter richtet: „aber was hab ich schon / davon, nichts als den hungrigen Atem und vielleicht / ein beschleunigtes Leben, eine „offene Wunde“, verletzlich / und taub. Und Metaphern / vor allem, Metaphern.“

Das Buch vereint Gedichte aus sieben Bänden und zwei Kunstbänden. Was bietet das Buch auf 152 Seiten? Werner Söllner ist ein Wortzauberer, der viele Versformen beherrschte. Neben reimlosen, episch anmutenden Gedichten stehen Sonette, Lieder, Monologe, auch Sprachspiele, die seine Lyrik in die Nähe der konkreten Poesie rücken. Doch auch die verspielten Verse sind meist nur Fassade für ein kritisches Denken, immer wieder blitzen philosophische Gedankengänge auf. Hölderlin, Kafka, Brecht, Celan beeinflussten sein Schreiben, aber ganz besonders die Philosophie von Emil Cioran, in dessen Schweigen und dem Nichts als Geborgenheit Söllner Zuflucht fand.

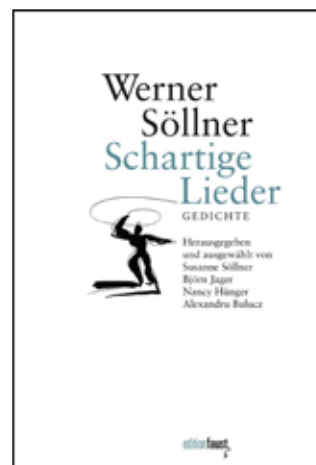
Die allgegenwärtige Angst in der kommunistischen Diktatur, das moralische Versagen, den Anwerbungen der Securitate in der Studienzeit in Klausenburg/Cluj nachgegeben zu haben, das Gefühl, nirgendwo beheimatet zu sein, weder in Rumänien, das er 1982 verließ, noch in Deutschland, in das er als Emigrant kam, beherrschen seine Gedichte. Sein „Kleines Emigrantenlied“ spricht Bände: „Die die Fremde ertragen, / lieben besser allein. / Man muß Zuhause sagen / und überall sein.“ Zeitlebens litt er darunter, als IM für die Securitate gearbeitet zu haben. Hinweise auf die Auseinandersetzung mit dieser „offenen Wunde“ gibt es bereits in den ersten Gedichten bis zu den letzten. In „Nächtliche Landschaft“ spricht er vom „angehaltenen Atem des maulwurfs“. Der Maulwurf ist ein wiederkehrendes Motiv, er kommt auch im „Siebenbürgischen Heuweg“ vor, das Gedicht, das dem Sammelband seinen Titel gegeben hat: „In der unpoetischen Landschaft / sangen Stein und Metall / ein schartiges

Lied... schrill / schrie der Maulwurf die Antwort, / bevor sie ihn köpften.“ Ein verstörendes Bild, das nichts mehr mit dem Idyll zu tun hat, das in Peter Huchels Gedicht „Caputher Heuweg“ vorkommt, an welches Söllners Gedicht sich anlehnt.

Es gab noch ein zweites moralisches Versagen, nämlich so lange geschwiegen zu haben, bis zur Tagung des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München 2009, als er seine Spitzeltätigkeit öffentlich bekannte. Die einzige Zuflucht des Unbeheimateten bleibt die Sprache. Im Gedicht „Was bleibt“ schreibt Söllner: „Das Haus der Welt ist schlecht gebaut, / ich sitze krumm und schief darin. / Ach Sprache, meine stumme Braut / sag mir, wo ich zuhause bin.“

Das Sein und die Vergänglichkeit sind wichtige Themen bei Söllner. Im Gedicht „Kann sein“ zeichnet der Autor in ein paar Versen sein Leben auf: „Ein Dichterleben, also ein Lamento: / ein bißchen Politik / jede Menge Hochmut / ein paar verkrachte Frauengeschichten / Alkohol, später Hunde / und hie und da / der Mount Everest einer Formulierung.“ Den Everest hat er gewiss in dem wunderbaren Gedicht „Liebende“ erklommen: „Sie wollen nichts als sein. Nicht mehr... Sie leben einen Traum, / als gäbe es fürs Lieben keine Frist“. Sehr berührend ist das Gedicht „Leg den Stift weg“, ein Abschiedsgedicht: „Leg den Stift weg, es ist alles / gesagt... In den Regalen hinter dir Worte, Worte, / Worte... So viel gesprochen hast du, und nichts / gesagt.“

Wer war Werner Söllner? Ein Hamlet? Täter? Opfer? Heimatloser? Vielleicht. Mit Sicherheit aber ist er ein großer Dichter, dessen Lyrik Verstand, Herz und Gemüt berührt. Seine Antwort hinterlässt er der Nachwelt in den Versen: „Und ich / Bin der Wind, der die Blätter / Bewegt.“



**Werner Söllner**  
*Schartige Lieder. Gedichte. Herausgegeben und ausgewählt von Susanne Söllner, Björn Jäger, Nancy Hüniger, Alexandru Bulucz. Mit einem Vorwort von Eva Demski. Edition Faust, Frankfurt am Main 2021, 152 Seiten, 19,00 Euro.*

## Kein Land des Lächelns

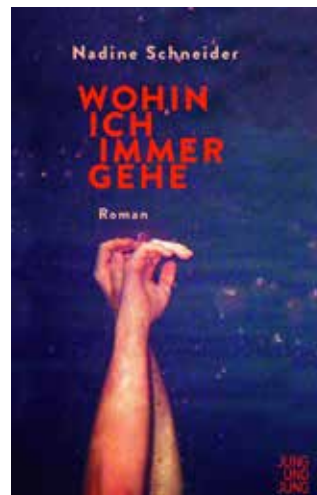
VON KATHARINA BIEGGER

„Johannes hatte einen wiederkehrenden Traum.“ Mit diesem Satz beginnt das Buch – und wie man bald lernt, wird der Protagonist ganz wesentlich von den Ängsten, Träumen und Traumata seiner Kindheit in Rumänien bestimmt, die seiner heutigen Existenz als Hörgeräteakustiker in Nürnberg enge Grenzen setzen und einem erfüllten, gar zukunftsfrohen Leben entgegenstehen. Johannes wuchs im Banat auf, ist aber 1987 auf lebensgefährlichem Wege geflohen: Am Eisernen Tor durchschwamm er die reißende Donau. Nach der Überstellung von Serbien nach Deutschland und harten Anfängen hat er sich nun – 1993 – auf bescheidenem Niveau etabliert und pflegt eine vorsichtig distanzierte Freundschaft mit seiner Arbeitskollegin Giulia. Da erreicht ihn die Nachricht, der Vater sei gestorben, die Beerdigung finde demnächst statt. So macht er sich auf, obwohl er seit seiner Flucht keinen Kontakt mehr gesucht hatte zu seinen Angehörigen jenseits der Grenzen. Aber zu einem Begräbnis muss man gehen: So gehört es sich, so wurde es ihm eingebläut – wie zahlreiche andere Zwänge.

Die Reise wühlt in Johannes die alten Erinnerungen zusätzlich auf. Das Leben der Kindheit war gezeichnet von Härte, Sprachlosigkeit, Alkoholmissbrauch (die frühen Erzählungen Herta Müllers malten solche Familien-Schrecknisse der Banater Schwaben schon in dichterischer Drastik). Der Knabe litt unter dem trunksüchtigen, gewalttätigen Vater, sein Bruder brachte sich um, mit der lieblosen Mutter gab es keine Verständigung – ‚Schwerhörigkeit‘ konkret, aber auch im Emotionalen ist ein in vielerlei Facetten wiederkehrendes Motiv. Albträume und Wirklichkeit, Vergangenheit und untergründig bedrohliche Gegenwart überblenden sich in Johannes, als er wieder in das alte Familienumfeld einkehrt. Auch Verdrängtes, Tabuisiertes lässt sich nicht mehr zurückhalten: die homosexuelle Beziehung, die ihn mit David, dem Freund seit Kindertagen, verband. Die beiden Jugendlichen planten zusammen zu fliehen, trainierten gemeinsam ihre Schwimm- und Tauchfertigkeiten. Dann aber verschwand David plötzlich, und als Johannes verzweifelt nach ihm suchte, stieß er ringsum auf eisernes Schweigen; so wagte er zuletzt die Flucht allein. Auch heute hält er vergeblich Ausschau nach einer Spur des Freundes. Johannes’ Reise zurück scheint schließlich eine kathartische Wirkung zu haben, die Geschichte endet auf einer leicht hoffnungsvollen Note: Er erkennt, dass er nun in Nürnberg zu Hause ist, und seine eigenen Gehörprobleme erweisen sich immerhin als beherrschbar.

Die Anlage der Handlung erinnert an Radu Pavel Gheos Roman „Noapte bună, copii“ aus dem Jahre 2011. Auch dort hatten Jugendliche aus dem Banat die Flucht über die Donau geplant, auch dort reiste der erwachsene, im Westen inzwischen erfolgreiche Protagonist Jahre später nach Rumänien zurück, wo er von der Vergangenheit tragisch eingeholt wird. Aber während Gheo eine Fülle von Geschichten, Eindrücken und Beobachtungen aus dem Rumänien vor und nach dem Fall Nicolae Ceaușescu ausbreitet, stellt Schneider alles aus der Innensicht von Johannes dar, was den Horizont verengt. Der Erzählfluss wird durch stete Rückblenden mit Erinnerungs- und Gefühlssplintern aus verschiedene Zeitebenen unterbrochen, die der Leser einzuordnen und in ihrer Bedeutsamkeit zu enträtseln sucht. Über konkretes, „reales“ Leben in Rumänien oder Deutschland, vor oder nach 1989, über die deutsche Minderheit im Banat oder dergleichen erfährt man hier wenig, das ist nicht das Ziel der Autorin. Die 1990 in Nürnberg geborene Nadine Schneider konzentriert sich vielmehr auf das Innenleben ihres Helden, seine seelischen Verletzungen und seine kleinen Schritte in Richtung eines selbstbestimmteren, freieren Lebens.

„Wohin ich immer gehe“ – der Titel zitiert eine Zeile aus der bekanntesten Arie der Operette „Land des Lächelns“ von Franz Léhar (1929). Dieses Lied hörte die Großmutter der Hauptfigur in jenen seltenen guten Momenten, wo die Sehnsucht nach großer Liebe sich äußern durfte: Dann legte sie die Schallplatte auf und sang mit Richard Tauber, während der Junge ihr versteckt lauschte. Das erfährt man erst auf der letzten Seite des Romans – aber das uneingestandene Sehnen nach einem Du, dem „das ganze Herz“ gehört, gründiert den Roman mit allen Ängsten und Träumen des Johannes.



**Nadine Schneider**  
*Wohin ich immer gehe.* Roman.  
Jung + Jung Verlag, Salzburg,  
Wien 2021, 235 Seite, 22 Euro.

## Oxana Matiychuks Graphic Novel über Rose Ausländer

### Schreiben war Leben

VON SUSANNE LORENZ

*Gib auf  
Der Traum  
lebt  
mein Leben  
zu Ende*

Dieses letzte Gedicht diktierte die gebürtige Czernowitzer Dichterin Rose Ausländer zwei Jahre vor ihrem Tod ihrem Nachlassverwalter Helmut Braun. Bis zu diesem Zeitpunkt bedeutete Schreiben für sie nicht nur Leben, sondern Überleben.

Die bewegte Biographie der 1901 als Rosalie Scherzer geborenen jüdischen Dichterin führt sie nach Beginn des Ersten Weltkriegs nach Wien, 1919 zurück nach Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) und zwei Jahre später in die USA, wo sie mit 22 Jahren ihren Landsmann und Freund der Familie Ignaz Ausländer heiratet. Den Namen Ausländer behält sie nach der Scheidung. Denn nachdem sie nach sechsjähriger Abwesenheit endlich wieder in die geliebte Bukowina zu ihrer Mutter reisen kann, verliebt sie sich dort in Helios Hecht, mit dem sie zusammenzieht und 1934 nach Bukarest geht, wo sie als Journalistin arbeitet und dichtet. Doch auch diese Verbindung hält nicht. Ausländer kehrt 1939 nach Czernowitz zurück, um ihre kranke Mutter zu pflegen. Im folgenden Jahr wird die Stadt von sowjetischen Truppen besetzt, Rose Ausländer wird für einige Wochen inhaftiert, worüber sie niemals öffentlich spricht – erst lange nach ihrem Tod erfährt der Literaturwissenschaftler Petro Rychlo von ihrer Inhaftierung und macht diese Information publik.

Als 1941 deutsche und rumänische Truppen die Stadt besetzen und die jüdischen Einwohner ghettoisiert werden, beginnt der real gewordene Alptraum des Holocaust auch in der Bukowina. 1946 gelingt Ausländer die Ausreise über Bukarest in die USA, wo sie bis 1964 bleibt. Sie veröffentlicht dort den Gedichtband „The Forbidden Tree“ auf Englisch. Nach einer kurzen und enttäuschenden Station in Wien lässt sich Rose Ausländer 1965 schließlich in Düsseldorf nieder, wo sie 1988 stirbt.

Mit ihren anfangs formal konventionell komponierten und gereimten Gedichten hatte Ausländer allerdings wenig Erfolg in Deutschland. Erst als sie in freien Versen zu dichten beginnt, wird sie bekannt und erhält dank zahlreicher Preise endlich Anerkennung als Dichterin. Heute gehören Ausländers Gedichte zum Kanon deutschsprachiger Lyrik. Die als „grüne Mutter Bukowina“ besungene Heimat ist ein häufig wiederkehrendes Motiv, eng verknüpft mit den Themen Heimatverlust, Flucht und

Verfolgung. Die etlichen erzwungenen Ortwechsel führten dazu, dass die Dichterin bis zu ihrem Lebensende aus Koffern lebte, sich nirgends wirklich einrichten und neue Wurzeln schlagen konnte. Nachdem die Nazis sie aus ihrer Heimat vertrieben hatten, blieb ihr nur noch die Sprache, die Muttersprache als Ersatz für ihr Vaterland.

Nach der etwa einhunderseitigen Biographie, die Helmut Braun 2017 in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ im Verlag Hentrich & Hentrich herausgegeben hat, legt die Czernowitzer Literaturwissenschaftlerin Oxana Matiychuk mit ihrer Graphic Novel vier Jahre später eine noch kompaktere und sehr besondere Alternative vor. „Rose Ausländers Leben erscheint wie eine unglaubliche Geschichte. So viel hat sie durchgemacht!“ Mit diesem Satz beginnt Oxana Matiychuks graphische Biographie der Lyrikerin. Der beinahe naiv anmutende Stil bleibt Programm: Der schmale Band „Rose Ausländers Leben im Wort“ wirkt wie ein Kinderbuch oder ein Text in einfacher Sprache für Deutschlernende mit noch geringem Wortschatz. Der Verlag hebt die allgemeinverständliche Sprache hervor, doch es wird nicht recht ersichtlich, welche Zielgruppe man sich für das Buch vorgestellt hat – für die muttersprachliche erwachsene Leserschaft erscheint die Biographie doch etwas unterkomplex. In den Illustrationen von Olga Staranchuk und Oleg Gryshchenko läuft Rose Ausländer leichtfüßig im weißen Kleid durch ihr Leben, von der Kindheit bis ins hohe Alter. Bis auf den Lebensabschnitt mit Helios Hecht dominieren dunkles Rot, Grün und Schwarz die Seiten und untermalen ein schwieriges Leben mit düsteren Tönen, was der leichten Lektüre auf durchaus interessante Weise ein – im wahren Sinne des Wortes – Gegengewicht mitgibt.



**Oxana Matiychuk**  
*Rose Ausländers Leben im Wort. Graphic Novel. Mit Illustrationen von Olena Staranchuk und Oleg Gryshchenko. Danube Books, Ulm 2021, 16,00 Euro, 56 Seiten.*



## Ein Tatsachenroman von Axel Lawaczek: „Fuchsrot und Feldgrau“

### Ein Plädoyer fürs Leben

VON CRISTINA GROSSU-CHIRIAC

„Fuchsrot und Feldgrau“ heißt der 2021 im Volk Verlag erschienene Roman von Axel Lawaczek. Der Autor öffnet eine unbekannte Seite des Zweiten Weltkrieges und schildert nach wahren Begebenheiten die Geschichte der Rettung eines Lazaretts aus Galatz (ungefähr 100 km westlich des Schwarzen Meeres) im August 1944.

Der Roman besteht aus zwei ineinander verwobenen, in fast jedem der 15 Kapitel parallel aufgeführten Erzählfäden. Auf der einen Seite steht die Geschichte von Walodja, einem jungen Juden aus Russland, dessen Familie von Deutschen erschossen wurde und der, allein geblieben, auf Rache sinnt. Auf der anderen Seite befindet sich die Geschichte des Rettungszuges, organisiert vom bayerischen Oberstleutnant Franz und seinen Kameraden aus dem Lazarett, der unter unglaublichen Umständen, nach vielen Abenteuern und überstandenen Gefahren, nach München ankommt. Eine Fuchsjagd verbindet die Hauptgestalten und beide Geschichten.

Das Fuchsfell und dementsprechend die Farbe fuchsrot durchquert als Leitmotiv den ganzen Roman. Der Roman beginnt mit dem Fuchs – Walodja bringt das tote Tier aus dem Wald und zusammen mit dem Vater verarbeiten sie das Fell. Der Vater erklärt Walodja, dass ein Fell mindestens dreimal wärmt – beim Jagen, beim Verarbeiten und beim Tragen. Dieses Fell begleitet Walodja sein ganzes Leben lang – auch als Infanterist der Roten Armee hat er es dabei. Dem Epilog entnehmen wir, dass er es auch nach Israel mitgenommen hat, wo er Oberstleutnant der israelischen Armee wurde. Später nimmt seine Tochter Maria das Fuchsfell mit nach Kanada. Das Fuchsfell hängt bei ihr zuhause über dem Kamin als wertvolles Symbol.

Fast jedes Kapitel des Romans enthält mehrere Eintragungen jeweils aus beiden Geschichten, wobei die Abschnitte über den Rettungszug immer mit konkreten Daten, tagebuchartig, versehen werden. Die erste Eintragung beginnt am Dienstag, dem 22. August 1944, kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee in Rumänien und die letzte stammt vom 23. September 1944. In einer Nacht hört Franz, ein verwundeter bayerischer Oberstleutnant, Lärm auf dem Hof und versteht, dass der ganze Sanitätsstab das Lazarett in Galatz hastig verlassen hat, denn die russische Armee ist nur 10 km entfernt. Die Lage des Lazaretts mit 1300 deutschen Verwundeten und 350 Schwerstkranken ist aussichtslos. Obwohl Franz selbst verwundet ist, vergisst er seine Wunde am Knie, das Fieber und die unerträglichen Schmerzen angesichts der Gefahr des sicheren herannahenden Todes. Zusammen mit einem Kameraden wagen sie es, an eine verzweifelte Rettungsaktion zu denken. Sie brauchen mehrere Lokomotiven und über 50 Waggons, um die Rettung des Lazaretts organisieren zu können.

Das letzte kurze XV. Kapitel ist nur Walodjas Geschichte gewidmet, der inzwischen ein erfolgreicher sowjetischer Infanterist geworden ist und am 13. Februar 1945 schon nach Berlin vorwärtsdrängt.

Dem Hauptteil des Romans folgt ein langer Epilog von rund 70 Seiten, in dem die Schicksale der wichtigsten Beteiligten an den im Roman beschriebenen Geschehnisse dargestellt werden. Es stellt sich heraus, dass manche Überlebende, trotz Bemühungen, den Frieden nicht verkraften konnten.

Der Roman ist nach wahren Gegebenheiten geschrieben, anhand von Aufzeichnungen von Franz, aber auch anderer Überlebenden oder ihrer Nachkommen. Es ist ein Kapitel des Zweiten Weltkriegs, das ohne dieses Buch unbekannt geblieben wäre. Viele Teilnehmer des Krieges haben ihre grausamen Erlebnisse keinem weiter erzählen können.

In diesem Buch geht es um Menschlichkeit und Unmenschlichkeit auf beiden Seiten der Front. Es geht um Menschen, die leben möchten, die Hoffnung hegen, die an eine Zukunft glauben, unabhängig davon, auf welcher Seite der Barrikade sie sich befinden. Einfache junge und ältere Menschen, die gar nicht für irgendwelche fremden Ideale und Ideologien sterben möchten. Es geht um Leben, ums Überleben.

Kiew, Odessa, Donezk, Isjum – diese Städte sind, neben vielen anderen, im Roman in Zusammenhang mit Kriegszerstörungen erwähnt. „So viel Herrlichkeiten so viel Kultur, so viel Zivilisation war vernichtet worden in wenigen Jahren“ (485). Auf solche Sätze stößt man in diesem Roman über den Zweiten Weltkrieg und ist verblüfft, dass sie heutzutage bedauerlicherweise wieder so aktuell klingen. Der Roman ist spannend geschrieben, durchaus lesenswert und in vielen inhaltlichen Aspekten, leider, gegenwartsbezogen.



**Axel Lawaczek**

***Fuchsrot und Feldgrau.***

*Roman. Volk Verlag, München  
2021, 560 Seiten, 25,00 Euro.*

## Verdichtete „Informationssplitter“ zur Geschichte und religiösen Kultur der Roma

VON JANKA VOGEL

Mirel Bănică hat 2019 im Polirom-Verlag eine umfangreiche Studie zur Kultur und Religion der Roma herausgebracht (Originaltitel: „Bafta, Devla și Haramul. Studii despre cultura și religia romilor“). Nun erschien sie im Wissenschaftsverlag Frank & Timme. Die Übersetzung aus dem Rumänischen besorgte Larisa Schippel.

Warum dieses Buch? Bănică ist überzeugt, dass für die gesellschaftliche Teilhabe der Roma ein „gründliches Verstehen [ihrer, JV] materiellen und geistigen Kultur“ (S. 439) nötig ist. „Die Wahrnehmung und die Haltung der Roma gegenüber den Vertretern der Kirche, gegenüber dem Gesundheitssystem [...], die komplexe symbolische Beziehung zwischen Roma und Gadje [Nicht-Roma, JV], die Wirkungen der Konversion zu neoprotestantischen [...] Kirchen“ (ebd.) - bei all diesen Themen, die er behandle, könne die Differenz nicht negiert werden, sondern müsse vielmehr „bekannt gemacht, geachtet und akzeptiert werden“ (S. 440).

Der Autor ist ein Suchender, den die „Neugier“ und „Hartnäckigkeit“ (S. 7) dazu gebracht haben, dieses Buch zu schreiben. Von Hause aus Politikwissenschaftler wandte sich Bănică der Religionssoziologie zu; seinen jetzigen Gegenstand fand er durch seine Studien zu (orthodoxen) Wallfahrten.

Das nun vorgelegte Werk ist mit 469 Seiten sehr umfangreich. Es ist nicht nur eine Studie über Roma, „diese internen Fremden, die sie in der rumänischen und europäischen Gesellschaft immer waren“ (S. 9), es ist vielmehr auch ein Bericht darüber, wie Feldforschung funktioniert, über die Suchbewegung des Forschers, über Zweifel und Gelegenheiten und auch ein Bericht über prekäre Bedingungen im Forschungsbetrieb: „Hinzu kommt, dass manche großen online-Antiquariate der virtuellen und realen Welt die Bezahlung mit einer rumänischen Kreditkarte ablehnen und nicht nach Rumänien liefern“ (S. 56f.). Bănică präsentiert hier nicht nur die Ergebnisse seiner Forschung, sondern berichtet transparent und unterhaltsam, wie er dazu kam. Man könnte dies ein „erzählendes Sachbuch“ nennen.

In elf Kapiteln werden verschiedenste Aspekte vom Leben, Glauben, von Traditionen und Verhaltensweisen der Roma untersucht, wobei der Schwerpunkt auf rumänischen Roma-Gruppen liegt. So geht er dem „Rätsel um den Schweinekopf“ (S. 69) nach, widmet sich dem Zusammenhang von Sklaverei, Orthodoxie und „spirituelle[m] Leben der Roma“ (S. 133), klärt über Hintergründe von Ritualen bei Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod auf, beschreibt die Besonderheiten der Roma-Pilger, ergründet die Bedeutung des „Baht/Bibaht“ (Glück) im Leben der Roma und geht der Frage nach, warum die Pfingstkirche für Roma so attraktiv ist. Heraus sticht sein

umfangreiches Feldtagebuch über die Wallfahrt der französischen Gitans, in dem die Begeisterung des Forschers für seinen Gegenstand mit Händen zu greifen ist.

Die Kapitel bauen nicht aufeinander auf, sondern sind eher eigenständige „Versatzstücke“ (S. 435), die auch von der Einleitung und „eine[r] Art Schlussfolgerung“ (S. 435) nur mühsam gerahmt werden. Im Gegensatz zur rumänischen Ausgabe wurde in der deutschen auf die Nennung der Unterkapitel im Inhaltsverzeichnis verzichtet, was die Orientierung etwas erschwert und die thematische Breite der Studie(n) nicht gleich deutlich werden lässt.

Die Quellen der Untersuchung sind im Wesentlichen Ausschnitte aus Interviews, Berichte vom Hörensagen, Notizen aus dem Feldtagebuch und einschlägige Fachliteratur, wobei sich hier der Eindruck aufdrängt, dass Bănică fast jedes Buch und jeden Aufsatz der deutsch-, englisch-, französisch- und rumänischsprachigen Forschung zum von ihm behandelten Thema kennt. Dass viele Interviewpartner anonym bleiben wollen (z.B. „Mann, Historiker“, S. 406) schmälert den Aussagewert sicherlich ebenso wie häufig nicht aussagekräftige und überprüfbare Verweise auf Online-Quellen (z.B. „Im Internet finden sich mehrere Videoclips [...]“, S. 243). Hier sei auch angemerkt, dass die zahlreichen der französischsprachigen Fachliteratur entnommenen teils umfangreichen Zitate (z.B. S. 126, S. 207, S. 265) im Original belassen wurden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit „Glück, Gott und Gaben“ ein äußerst lesenswertes Buch erschienen ist, was denjenigen, die sich näher mit (rumänischen) Roma befassen möchten, zahlreiche, teils überraschende, teils kuriose Einblicke in ihre Geschichte und Lebenswelt vermitteln wird. Das Buch setzt Vorwissen voraus und ist daher nicht zum Einstieg ins Thema geeignet. Gleichwohl liefert es auch dem versierten Kenner der Thematiken keine abschließenden Befunde, sondern eher Gedankenanstöße, ein Gefühl für den Gegenstand und – Tragik oder Glück – wirft mehr Fragen auf als es beantwortet.

Oder sind diese Fragen vielleicht schon Teil der Antwort(en)?



**Mirel Bănică**  
**Glück, Gott und Gaben. Kultur und Religion der Roma.**

Aus dem Rumänischen von Larisa Schippel (Forum: Rumänien, 44), Frank & Timme Verlag, Berlin 2021, 474 Seiten, 78,00 Euro.

## Journalistische Unterhaltung

VON SABINA DE CARLO

Er gehe gern mit Sprache um und liebe es wie im „Nachtcafé“, Ernst und Heiteres mit Ironie zu verbinden. So beschreibt Wieland Backes, langjähriger Fernsehjournalist und Moderator beim SWR in einem Interview im September 2021 das Vergnügen am Schreiben seiner Autobiografie. Mit 73 Jahren startete er dieses Projekt im Lockdown, nachdem er neben zahlreichen anderen Projekten bis 2014 fast drei Jahrzehnte die Talkshow „Nachtcafé“ und bis 2019 zwanzig Jahre lang die Ratesendung „Ich trage einen großen Namen“ beim SWR moderiert hatte.

In 43 kurzen Kapiteln schreibt der Autor über sein Leben oder vielmehr, das deutet sich mit dem ersten Kapitel über die Planung seines Ausstiegs vom SWR nach vier Jahrzehnten bereits an, über seinen Werdegang als Fernsehjournalist und Moderator. Ursprünglich aus dem rumänischen Banat kommend, siedelt sich die Familie 1948 nach einigen Jahren in Österreich in Schwaben an. Für Wieland Backes ist es eine Kindheit als jüngster Sohn mit fünf Brüdern, eine Jugend zwischen Chemiekasten und ersten Film- und Theaterprojekten, ein Studium der Chemie und Geografie und eine Promotion, in der ein Filmprojekt als Seitenprodukt alles Weitere ins Rollen bringt. Die Filmbegeisterung von Wieland Backes setzt sich gegen eine Lehrerkarriere und auch gegen die Forschung durch.

Mit dem Kapitel „Die Wende“ schwenkt das Geschehen für die folgenden zwei Drittel des Bandes vom bisher Familiären und Privaten zum Beruflichen. Wie im ersten Drittel wird geschildert, was erzählenswert erscheint, ohne dass immer klar ist, warum gerade diese Anekdote oder jenes Ereignis ausgewählt wurde und Anderes unerwähnt bleibt oder nicht weiterverfolgt wird. Manchmal werden existentielle Fragen wie Krankheit oder Tod angesprochen, aber bis zum Schluss ist es nur ein kurzes Verweilen hier und da, als sollte der Leser auf keinen Fall verstimmt oder über Gebühr belastet werden, sondern lieber die unerschütterlich lebensbejahende Haltung des Autors wahrnehmen.

Vor allem den senderinternen Entwicklungen und Entscheidungswegen, den Kämpfen mit und gegen Direktoren und Intendanten, der Entstehung neuer Formate von der Idee bis zur Realisierung, den personellen Verbindungen zu Kultur und Politik wird viel Raum gegeben. Der Autor erzählt konkret und nahbar, zahlreiche Bekannt- und Berühmtheiten aus Kultur und Politik erhalten ihren Platz im Buch wie auf der Couch in der Sendung. So entsteht das Bild eines umtriebigen, kreativen Machers, der im Mediengeschäft mit allen zeitgeschichtlichen

Ereignissen der 1970er und 1980-Jahre konfrontiert ist und schließlich seine Passion für ein Format entdeckt, das ihm anfänglich selbst wenig fruchtbar erschien, bis er sich darin in seinem Element wiederfindet: der Talkshow. Betont wird, dass es im „Nachtcafé“ bei Themen wie Liebe, Familie, Kinder, Trennung, Alter, Tod oder Katastrophen nicht banal zugeht und das Team für die Ideen und Sendungen nicht selten gegen die baden-württembergische parteigebundene Medienpolitik und, mit der Entstehung der privaten Sender, gegen die Umbrüche in den öffentlichen Rechtlichen anzustehen hatte.

Gerade an dieser Stelle wäre eine etwas stärker reflektierende und über das anekdotische hinausgehende Erzählung von Sendungsinhalten fruchtbar gewesen, um zu verdeutlichen, was ein Talkformat leisten oder bewirken kann. Das leidenschaftliche medien- und kulturpolitische Engagement wird dann auch vor allem an der Darstellung der Aktivitäten außerhalb des Senders deutlich: die Beteiligung an der Entwicklung des Literaturhauses Stuttgart, des Instituts für Moderation an der Hochschule der Medien Stuttgart oder die Initiative Aufbruch Stuttgart, in der es um nicht weniger als die städtebauliche Umgestaltung der Stadt Stuttgart geht.

Für alle, die Wieland Backes aus seinen Shows kennen, ist der Band eine interessante und kurzweilige Lektüre über die senderinternen Hürden, die Fügungen und die Entscheidungen eines Menschen, der sein Leben dem Gespräch mit anderen gewidmet hat. Warum ausgerechnet das kindliche Selbstbild für das Buch titelgebend war, erschließt sich jenseits eines koketten Verweises auf ein Leben, dessen Erfolg nicht in der Wiege lag, bis zum Schluss allerdings nicht.



Wieland Backes  
*Ich war ein schüchternes Kind vom Lande. Mein Leben.* Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2021, 255 Seiten, 20,00 Euro.



## „Kinderleicht“

VON SABINE KRAUSE

„Kinderleicht“ eine Fremdsprache erlernen – wer möchte das nicht? Genau das verspricht das im Herbst 2021 erschienene Lehrwerk „Rumänisch für absolute Anfänger“ von Claudia Nistor. Die Autorin, rumänische Muttersprachlerin, verfügt über langjährige praktische Erfahrungen als Sprachtrainerin für Rumänisch als Fremdsprache an verschiedenen Hochschuleinrichtungen sowie am Rumänischen Kulturinstitut in Wien.

Zielgruppe sind deutschsprachige Erwachsene, die in kurzer Zeit lernen wollen, sich in Alltagssituationen auf Rumänisch zu verständigen (Niveau A1 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens). Wie die Verfasserin im Vorwort betont, ist das Material vor allem für den Unterricht an nicht-wissenschaftlichen Einrichtungen, Volkshochschulen, aber auch für das autodidaktische Lernen gedacht, weshalb bei den Erläuterungen zu Sprachverwendung und Grammatik bewusst auf einen akademischen Duktus verzichtet wurde.

Das Lehrwerk umfasst ein Lehrbuch und ein Übungsbuch (Paperback) sowie einen separat zu erwerbenden MP3-Download. Ergänzt wird dies durch eine (kostenpflichtige) Online-Kurzgrammatik sowie ein (frei verfügbares) Online-Vokabelverzeichnis Rumänisch-Deutsch.

Das Lehrbuch ist sehr klar und übersichtlich gegliedert: Zu Beginn werden kurz und prägnant didaktische Empfehlungen zur Nutzung des Lehrmaterials gegeben. Dem folgt eine knappe Einführung in das rumänische Alphabet und die Aussprache. Die „eigentlichen“ Lehrinhalte sind geschickt in eine Rahmenhandlung eingebettet, die insgesamt 15 Kapitel (Lektionen) umfasst: Wir begleiten die beiden Hauptfiguren, Maria und ihren Freund David, die einen Freiwilligendienst beim rumänischen Verein „Concordia“ in Bukarest absolvieren. Maria, die aus einem rumänischen Elternhaus stammt und sehr gut Rumänisch spricht, vermittelt David, der noch keine Sprach- und Landeskenntnisse besitzt, schrittweise die sprachlichen und kulturellen Grundlagen um die verschiedenen, in den Lektionen thematisierten Alltagssituationen (persönliche Daten, Anreise, Kontaktaufnahme, Zeit- und Ortsangaben, Tagesablauf, Einkaufen, Essen und Trinken, Wohnung, Interessen und Hobbys etc.) sprachlich zu meistern.

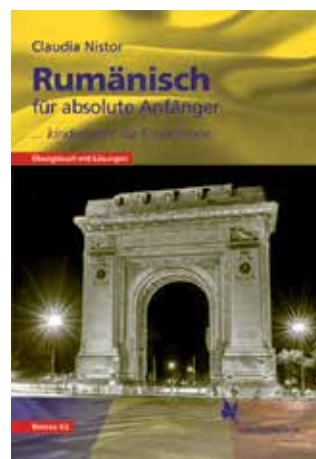
Die Lektionen sind einheitlich aufgebaut: Zunächst wird auf Deutsch, meist als Gespräch zwischen Maria und David, in die Thematik eingeführt. Im nächsten Schritt werden wichtige sprachliche Wendungen vorgestellt – meist in Form von Sprechblasen (rumänisch und deutsch), wobei eingefügte „Wort-für-Wort-Übersetzungen“ die rumänische Satzstruktur „nachempfinden“ lassen sollen – eine Methode, die in den allerersten

Lernetappen hilfreich sein kann. Es folgen eine zweisprachige Vokabelliste sowie deutschsprachige Erläuterungen zur Sprachverwendung. Daran schließen sich wirklichkeitsnahe Dialoge zu den kommunikativen Aufgaben an. Die dazugehörigen lebendigen, authentisch wirkenden Audioversionen auf dem MP3-Download ermöglichen auch beim autonomen Lernen eine gute Schulung von Hörverstehen und Aussprache. Mit dem Übungsbuch (mit Online-Lösungsschlüssel) kann das Gelernte schrittweise aktiv angewendet werden.

Da das Lehrwerk für „absolute Anfänger“ gedacht ist, werden lediglich die für die (meist mündliche) Alltagskommunikation unerlässlichen sprachlichen Mittel und Verwendungsregeln behandelt. Die Einführungsdialoge zwischen Maria und David sind vorwiegend in deutscher Alltagssprache verfasst, was ihnen Authentizität und Frische verleiht. Die Erläuterungen zu Grammatik und Sprachverwendung sind einfach und klar formuliert und so für das avisierte nichtakademische Publikum gut zugänglich. Freilich sind einige Erklärungen meines Erachtens zu stark generalisiert bzw. einige Begriffe nicht korrekt verwendet („Demonstrativpronomen“ statt „Demonstrativartikel“ – S. 42; „Gleichheit“ statt „Identität“ – S. 70); die Genera werden rein intuitiv erklärt; die Lautveränderungen bei der Flexion hätten systematisch behandelt werden müssen), was aber die Qualität insgesamt nicht schmälert.

Nicht zuletzt sollte ein Material für den Anfangsunterricht auch visuell ansprechend sein. Diesem Anspruch wird das Lehrwerk mit seinem wohldurchdachten Layout und mit gelungenen Grafiken, die in ihrer sparsamen Verteilung dem besseren Verständnis dienen, bestens gerecht.

Das Lehrwerk ist allen zu empfehlen, die sich Basiskenntnisse und Fertigkeiten in der rumänischen Alltagskommunikation aneignen wollen, und dies (beinahe) „kinderleicht“.



**Claudia Nistor**  
*Rumänisch für absolute Anfänger: ... kinderleicht für Erwachsene. Lehrbuch, 152 Seiten. Übungsbuch, 132 Seiten. Schmetterling Verlag, Stuttgart 2021, 14,80 Euro. [MP3-Download zum Lehrbuch (Online zu erwerben). Kurzgrammatik (Online zu erwerben). Vokabelverzeichnis (Online frei)]*

# Siebenbürgen im Topf

VON PAULINE HAAK

Vom Schmökern zum Schmoren begleitet das Publikum den TV-Koch Rainer Klutsch in seinem Kochbuch-Debüt „Am Herd meiner Oma. Familienrezepte aus Siebenbürgen“ beim Heimaturlaub in den siebenbürgischen Bergen. In der Sammlung der 80 Rezepte, die 2021 im ars vivendi-Verlag erschienen, steckt viel Kindheitserinnerung – und unter der altbackenen Verpackung das bunte Panorama Siebenbürgens und Küchentrends zwischen Tradition und Nachhaltigkeit.

Diese Geschichte liest sich wie ein Märchen vom Siebeln an den Hängen der Karpaten. Das Buch ist Klutchs Oma gewidmet, die in den 1970er-Jahren aus einem Dorf nahe Kronstadt/Braşov flüchtete. Es geht in diesem Sinne um „die Heimat der Vorfahren“. Heute sind aus den Siebenbürger Sachsen Sommersachsen geworden. Klutsch bekennt, dass er als in Deutschland aufgewachsener „Schwabe mit Siebenbürger Wurzeln“ Rumänien mit seiner Oma Edith verbindet. Diese Imaginationskraft spürt man, wenn man durch die schweren Seiten des gebundenen Buchs stöbert.

Um die Urheberschaft der aufgeführten Klassiker könnte man sich streiten, der Koch umgeht diese emotionalen Befindlichkeiten, indem er geschickt über die gesamte siebenbürgische Küche schreibt und das Buch, getreu dem Motto „saisonal und regional“, in die vier Jahreszeiten aufteilt. Knoblauch, Bauchspeck, Schweineschmalz, Sauerkraut, ein Zwetschgenkompott und rohe Zwiebel – das Buch beginnt mit einer Einführung in die Speisekammer der siebenbürgischen Küche. Der Autor holt das Publikum etwa bei der Zubereitung von Rinderbrühe ab und nimmt es mit in die Küche seiner Großmutter. In den Rezepten verstecken sich Zutaten, wie der mutige Einsatz von Butterschmalz beweist, welche die Herzen von Kennern der osteuropäischen Küche höher schlagen lassen.

Zu jedem Rezept gibt es „Rainers Tipp“, einen Hinweis zur Zubereitungsweise, für den man sonst die Oma bestechen müsste. Die Gerichte sind für vier Personen als Hauptspeise angedacht, werden aber nach Möglichkeit auch als Beilage mitgezählt. Zwischen den Rezepten leuchten pittoreske Mittelalterstädte und die Karpaten auf. Klutsch muss sein Siebenbürgen nicht mehr suchen: Er hat es schon gefunden in der bunten Palette der rustikalen Küche. In dieser sind Suppen auf dem Speiseplan ein tragendes Element, aber der Vorratsschrank gibt auch an nebligen Herbsttagen genug für süßes Gebäck her.

Verständlicher wäre das Konzept für weniger Siebenbürgen-Sichere mit zweisprachigen Titeln gewesen. Das ungarische Gulasch Tokány, der ursächsische Hanklich, ein Hefekuchen mit Unmengen von Butter, und die

rumänischen Krautwickel Sarmale, die in allen Winkeln des Balkans beliebt sind, entführen in das herbeigesehnte Land. Mit klebriger Doboschtorte lässt es sich endgültig ins süße Siebenbürgen träumen. Im Übrigen: Das Geräusch, wenn man mit dem Löffel in die Crème Brûlée vorstößt, das Knacken und Zersplittern des Karamells, gibt es auch hier. Die Gestaltung der Mahlzeiten ergänzt durch ländliche Inszenierungen und Keramik die Schlichtheit der Gerichte.

Dem Autor gelingt eine erfrischende Balance zwischen den Klassikern der deutschen Minderheit und dem Alltagsessen im historisch gewachsenen Siebenbürgen, das schon immer ein buntes Potpourri verschiedener Ethnien war. Als einen Melting Pot, einen tiefen Teller der Suppe Ciorbă, zeichnet der Autor die kulinarische Landschaft. So griffig und konkret das Konzept eines Kochbuchs über „Oma“ ist, so viel hätte man sich eine tiefgründigere Durchdringung des Raums gewünscht. Dazwischen gesellen sich Lückenfüller wie das Schnitzel Wiener Art, die nach der Ideenlosigkeit gutbürgerlicher Küche klingen. Manche Kommentare zu den Gerichten wirken fehl am Platz: insbesondere, weil verloren geht, wo die Kreationen kulturell zu verorten sind. Denn das wahre Rezept hinter dem Eintopf Siebenbürgens ist ein deutlich längeres und der Eintopf nicht nur eine Suppe, nicht nur siebenbürgisch, sondern eine bunte Landkarte europäischer Migrations- und Kulturgeschichte.

Das ändert nichts daran, dass die Vielfalt sächsischer, ungarischer und rumänischer Küche zelebriert wird. Sowohl für jene, die in Nostalgie schwelgen als auch für jene, denen Siebenbürgen bisher unentdecktes Land war, werden die Anekdoten Lust auf den Karpatenbogen wecken. In Südosteuropa hat jede Region ihre eigene Tradition vom Krautwickeln herausgebildet und weitergegeben, und auch deswegen lohnen sich die Rezepte für jene, die eine Großmutter zu Hause haben, die das weltbeste Gulasch kocht. Am liebsten hätten wir alle eine.



**Rainer Klutsch**

*Am Herd meiner Oma. Familienrezepte aus Siebenbürgen.*  
ars vivendi, Cadolzburg 2021,  
240 Seiten, 26,00 Euro.

# Die Geschichte Temeswars erzählt auf der Grundlage nachprüfbarer Quellen

VON ERNST MEINHARDT

Wenn eine Stadt an einem Fluss liegt, geht sein Name schon mal in den Namen der Stadt ein. Beispiele dafür sind Saarbrücken in Deutschland, Innsbruck in Österreich oder Dunaújváros in Ungarn. In einer der größten Städte Rumäniens, deutsch Temeswar oder Temeschburg, rumänisch Timișoara (ung. Temesvár, serb./kroat. Temišvar, banatbulg. Timišvár, türk. Temeşvar), scheint es paradoxerweise anders zu sein. Durch die Stadt fließt die Bega. Daran besteht kein Zweifel. Namensgeber der Stadt ist aber nicht die Bega, sondern ein anderer Fluss, die Temesch (rum. Timiș). Sie fließt 10 Kilometer südlich an Temeswar vorbei. Wie ist es möglich, dass die Stadt nach ihr benannt wurde? Antwort auf diese Frage gibt Richard Weber in seiner über 600 Seiten starken „Temeswarer Chronik“.

Einige Historiker, so schreibt der Autor, hätten die irri-ge Auffassung vertreten, Temeswar sei halt nach dem größten Fluss der Region benannt worden. Doch sei das unzutreffend. Bis ins 18. Jahrhundert hinein flossen durch Temeswar viele miteinander verbundene Wasserläufe. Sie alle wurden als ein Fluss betrachtet, nämlich als Temesch. Nach ihr wurde zunächst die Burg benannt, die ursprünglich hier errichtet worden war, später die ganze Stadt. Der lateinische Name „Castrum de Tymes“ heißt ins Deutsche übersetzt „Temesch-burg“. Der heute gebräuchlichere Name „Temeswar“ kommt aus dem Ungarischen. „Temes“ ist die ungarische Schreibweise des Flusses „Temesch“, „vár“ ist das ungarische Wort für „castrum“ also „Burg“. Als im 18. Jahrhundert in Temeswar umfangreiche Wasserbauarbeiten begannen, stellte sich heraus, dass die vielen Flussläufe, die durch und um die Stadt flossen, zu zwei unterschiedlichen Strängen gehören: die einen zur Temesch, die anderen zur Kleinen Temesch. Die Kleine Temesch war es, die die Burg umspülte und durch die Stadt floss. Den Namen Bega erhielt sie erst von den Türken. Sie eroberten Temeswar in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und beherrschten es über 160 Jahre lang.

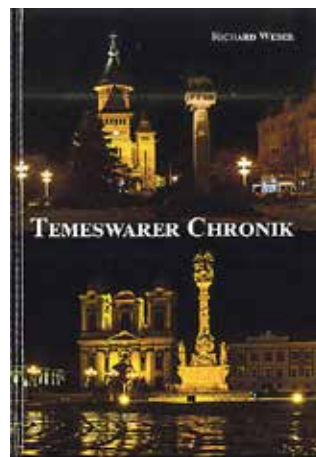
Ausführlich geht Weber in seiner „Temeswarer Chronik“ auf den Namensstreit unter den Banater und Rumäniendeutschen ein. Ist Temeswar richtig? Oder Temeschburg? Aus dem umfangreichen Dokumentationsmaterial, das der Autor aus einer Vielzahl historischer Quellen zusammengetragen hat, wird deutlich, dass es in dieser Frage kein „richtig“ oder „falsch“ gibt. Der eine Name ist historisch genauso berechtigt wie der andere. Die Namen „Temeswar“ bzw. „Themeswar“ tauchen erstmals in Urkunden aus dem frühen 14. Jahrhundert auf. Der Name „Tomespurg“ begegnet uns erstmals Ende

des 14. Jahrhunderts in einem Bericht über eine Schlacht. Vom Beginn und bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts folgen in Urkunden Namen wie „Themespurck“, „Themespurg“, „Themesburg“ und weitere ähnliche Varianten.

1966 feierte Temeswar sein 700-jähriges Bestehen. Getrübt wurde die Feststimmung dadurch, dass Historiker behaupteten, die Stadt sei mehr als 700 Jahre alt. Sie werde bereits in einer Urkunde aus dem Jahre 1212 erwähnt. In seinem Buch verweist Weber auf Forschungen, denen zufolge die Angabe 1212 deswegen zweifelhaft erscheint, weil alle in dieser Urkunde genannten Gebiete in der Gegend von Pozsony, dem heutigen Bratislava liegen. Dem gegenüber beziehen sich die Angaben in der Urkunde von 1266 eindeutig auf das „Castrum de Tymes“, also auf die Burg an der Temesch. Dessen ungeachtet brachte Rumänien 2012 Briefmarken mit der Angabe „Timișoara 800“ heraus.

Über die Zeit unter osmanischer Herrschaft, die Habsburger Zeit, die ungarische und die rumänische Zeit gelangt Richard Webers „Temeswarer Chronik“ bis in die Gegenwart. So berichtet der Autor darüber, wie am 14. und 15. Dezember 1989 ungarische Gläubige der reformierten Kirche begannen, ihren Pfarrer László Tökés vor dem Zugriff durch die Securitate zu schützen. Er sollte strafversetzt werden, weil er in seinen Predigten Menschenrechtsverletzungen anprangerte. Daraus entwickelte sich die Revolution, die rasch auch andere Teile Rumäniens einschließlich Bukarest erfasste und am 22. Dezember 1989 zum Sturz des kommunistischen Ceaușescu-Regimes führte.

Alle Angaben in seiner „Temeswarer Chronik“ belegt Richard Weber mit Quellen. Auf Kommentare verzichtet er weitgehend und überlässt es dem Leser, sich sein Urteil zu bilden. Das Buch ist eine Fundgrube für historisch Interessierte.



**Richard Weber**  
*Temeswarer Chronik in Daten, Bildern, Analysen. Eine südost-europäische Stadt im Wandel. Unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Einwohner.* (Banater Bibliothek, 19), Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V. München, 604 Seiten, 35,00 Euro.



## Auf den Spuren des jüdischen Temeswar

VON GILLES DUHEM

„Mehr als ein Stadtführer“ lautet der Untertitel des 2021 erschienenen Buches von Getta Neumann. Es ist wahrlich kein leeres Versprechen.

Temeswar/Timișoara ist ein städtebauliches und architektonisches Juwel, wahrscheinlich die Stadtperle Südosteuropas. Wie durch ein Wunder ist trotz Krieg, Zerstörung und Kommunismus der Geist der versunkenen K.-u.-k.-Monarchie immer noch an jeder Straßenecke der Altstadt spürbar.

Bevor Temeswar 2023 Kulturhauptstadt Europas wird (die Corona-Pandemie hat auch auf diesem Gebiet die Termine durcheinandergebracht), kommt das Buch zum richtigen Zeitpunkt auf den Markt.

Das sehr ausführliche Nachschlagewerk nimmt manchmal enzyklopädische Züge an. Unabhängig von Temeswar ist es eine Fundgrube über das jüdische Leben überhaupt. Allein wegen der präzisen, ausführlichen und nie langatmigen Erläuterungen von Getta Neumann, die von der Architektur über die Küche zu den Riten und Bräuchen reichen, und bei denen die Rabbinertochter immer wieder durchschimmert, wäre der Kauf dieses Buches empfehlenswert.

Es geht aber um viel mehr: Auf fast 300 Seiten setzt die Autorin allen Temeswarer Juden ein erstmaliges Denkmal und führt den Leser durch 400 Jahre jüdisches Leben in der Stadt. Sie offenbart uns eine heute größtenteils versunkene Welt. Heute weist die jüdische Gemeinde 600 Mitglieder aus, es sind 0,2 Prozent der Stadtbevölkerung. Zu ihrem Höhepunkt um 1900 waren es mit ca. 5.800 12 Prozent. Sie übten einst einen beachtlichen positiven Einfluss auf die Stadt aus und brachten eine beeindruckende Anzahl hervorragender Persönlichkeiten hervor, was vermutlich aber auch viel Neid und Missgunst erzeugte. Heute sind es vor allem Orte und Steine, die nur noch davon zeugen. Getta Neumann bewahrt die Menschen vor dem Vergessen. Es ist eine erhebliche Leistung.

Nach einem Einführungskapitel über die vielfältige und bewegte Geschichte der Juden in Temeswar, die im Zweiten Weltkrieg wie durch ein Wunder größtenteils der Deportation entgehen konnten, verfolgt das Buch bei wichtigen Eckpfeilern (den Synagogen, dem jüdischen Friedhof, dem Israelitischen Gymnasium, das 1919-1948 bestand) einen thematischen Ansatz, der mit einer Beschreibung der jeweiligen Stadtviertel in getrennten Kapiteln kombiniert wird. Besonders erwähnenswert ist das lange Kapitel über die Fabrikstadt/Fabric, ein Viertel, das Touristen oftmals vernachlässigen. Die aufklappbare Karte der Fabrikstadt ist eine der schönen Überraschungen dieses Buches. Entstanden ist sie auf der Grundlage der Erinnerungen einer 2018 fast hundertjährig verstorbenen Temeswarerin.

Ein Anhang mit praktischen Informationen, einigen Kochrezepten und vor allem einem sehr ausführlichen Glossar an jüdischen Architekten, Baumeistern, Stadtplanern und herausragenden jüdischen Persönlichkeiten der Stadt rundet das Werk ab.

Jedes Kapitel wird mit einer anderen Farbe gekennzeichnet. Großzügige, farbige Ikonographie lockert den Text angenehm auf. Der im Umschlag versteckte Stadtplan von Temeswar unterstützt bei der Lektüre und der Vorbereitung einer Stadtbesichtigung sehr.

Ein bisschen gewöhnungsbedürftig ist jedoch, dass sich die Legenden der Abbildungen am unteren Rand der jeweiligen Seite befinden.

Schade ist es, dass der Ansatz „neues Kapitel- neues Plänchen“ nicht durchgängig verfolgt wurde. Der geneigte Leser findet nur mit Mühe den jüdischen Friedhof oder das Judenkarree auf dem Übersichtsplan und würde sich ebenso einen kleinen Übersichtsplan wünschen, auf dem die ausführlich beschriebenen Synagogen verortet sind.

Ein bedauernswertes Manko des Buches ist aber, dass die Nummerierung eines bestimmten Ortes auf den Plänen nicht im farbig unterlegten Übertitel des Abschnittes übernommen wurde, der ihm gewidmet ist. Das erschwert für den Leser und vor allem für den Spaziergänger die Orientierung. Dies zu beheben, wäre eine glückliche Verbesserung für eine zukünftige Ausgabe, bei der die Gebäudeabbildungen auf den Übersichtsplänen getrost weggelassen könnten. Sie sind so klein, dass man die Häuser kaum erkennen kann.

Viele der beschriebenen Denkmäler sind akut gefährdet, weil weder die jüdische Gemeinde noch der rumänische Staat über die Mittel verfügen, um sie alle zu retten. Deshalb ist dringend geboten, auf den Scheinwerferfekt des Kulturhauptstadtjahres zu hoffen.



Getta Neumann  
*Auf den Spuren des jüdischen Temeswar.* Schiller Verlag,  
Bonn-Hermannstadt 2021,  
288 Seiten, 17,90 Euro.

# Deutsch-Rumänische Gesellschaft

---

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin  
www.deruge.org

## Vorstand

---

*Präsident* Dr. Gerhard Köpernik

*Vizepräsidentin* Hermine-Sofia Untch

*Schatzmeister* Tony Krönert

*Schriftführerin* Janka Vogel

*Beisitzer* Dr. Raluca Fritzsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Mona Vintilă

## Beirat

---

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

## Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an [redaktion@deruge.org](mailto:redaktion@deruge.org).

---

### Beitrittserklärung

#### Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin  
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische  
Gesellschaft  
Herrn Tony Krönert  
Wilhelm-Gericke-Str. 17a  
13437 Berlin

Name: .....

Anschrift: .....

E-Mail: .....

Telefon: .....

Ort, Datum, Unterschrift: .....